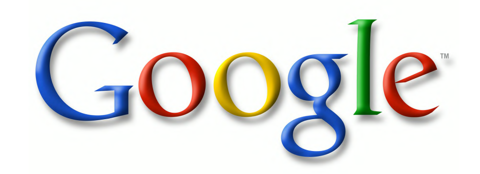
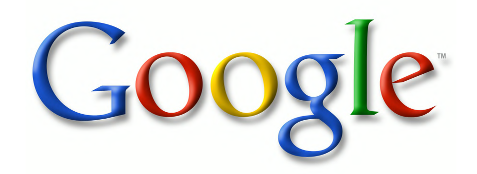


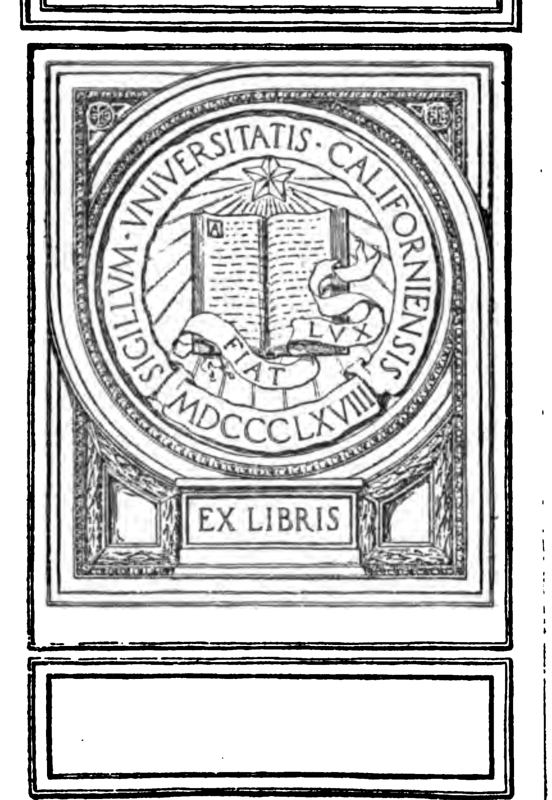


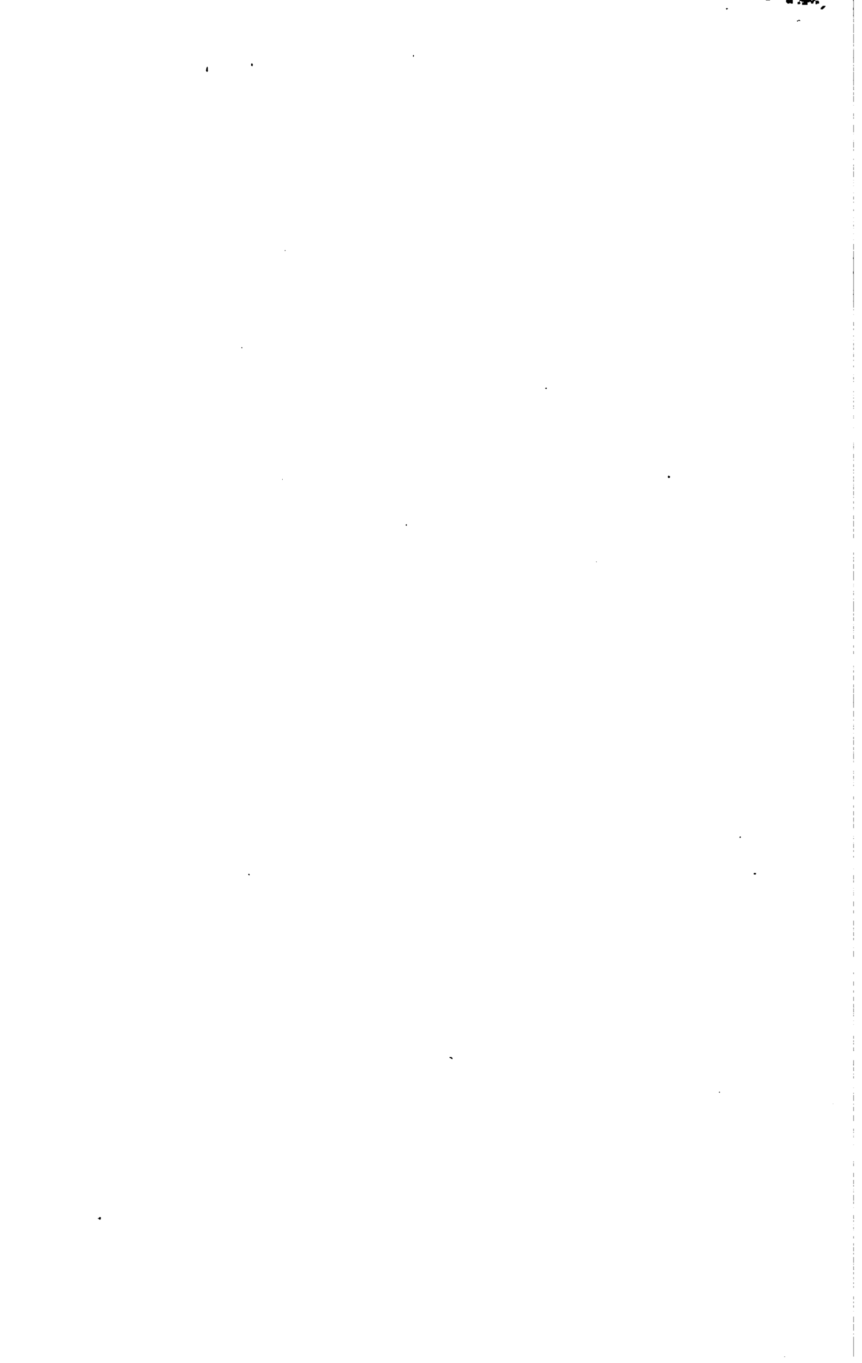


China in Wort & Bild

S
21
58

Beils.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



China

in Wort und Bild.

Von J. Flad.



Mit vielen Bildern.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1901.

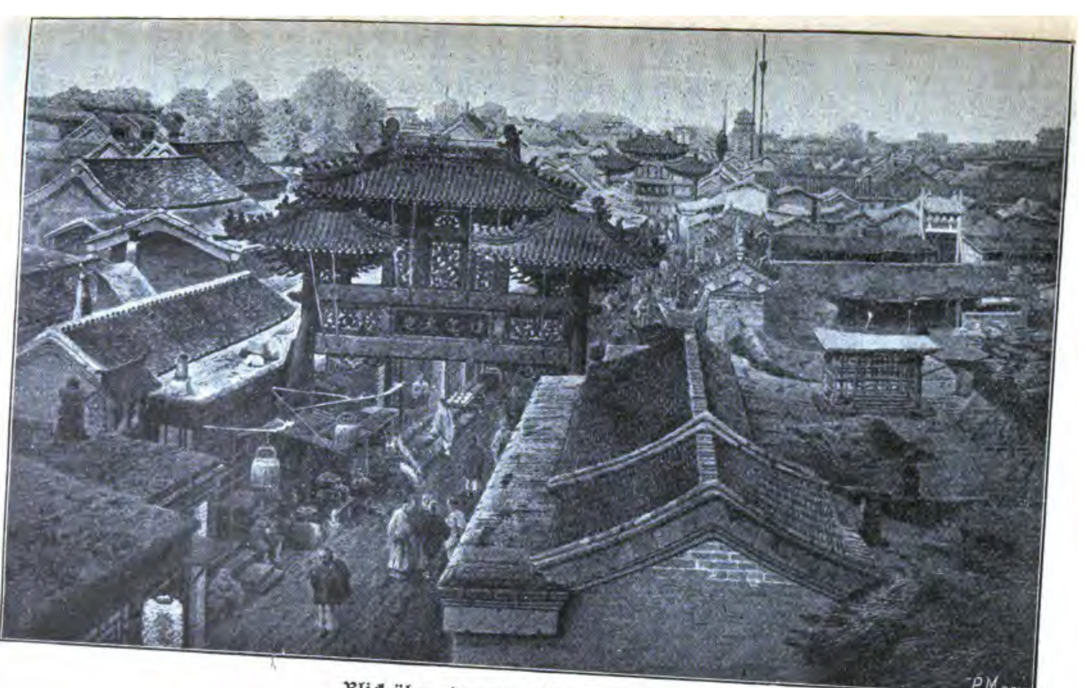


Eigentümlichkeiten der Chinesen.

Gar vieles ist bei dem „schwarzhaarigen Volke des Reiches der Mitte" ganz anders als bei uns „Menschen der westlichen Meere." Zwar gehen die 400 Millionen Chinesen auch nicht auf den Händen und stellen sich nicht auf den Kopf, und im Schlafen und Wachen sieht man sie vor uns „Westländern" nichts Besonderes thun, außer daß sie auf harten Brettern, auf einer Binsenmatte und auf Stroh schlafen, daß sie ihre Kopfkissen oft mit Spreu füllen, und aus Holz, Leder oder des etwas verfertigen. Daher es ihnen auch als gar nichts Besonderes deucht, daß Jakob zu Bethel „einen Stein des Orts nahm und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an demselben Ort schlafen", wie 1 Mose 28 geschrieben steht. Ebenso sind die „Chinesenmenschen" auch keineswegs dumm zu nennen, sondern es giebt unter ihnen eine stattliche Anzahl hochbegabter Männer und Frauen. Hat doch jemand zu sagen gewagt: „in China findet man deshalb keine Juden, weil ein Chinese geriebener ist als neun Söhne Israels." Damit soll aber nicht gesagt sein, daß „unter dem chinesischen Himmel Leute von der Sonne alt gebrannt werden", die „4 Teile Gescheitheit und 6 Teile Dummheit" haben und die der chinesische Volksmund „älterer Bruder der Gans" benennt.

Tüchtige Kaiser und gute Staatseinrichtungen, blühende Felder und lachende Landschaften, die sich wie die hängenden Gärten der Semiramis ausnehmen, kannte man in China schon 2000 Jahre v. Chr., als in Deutschland noch weit und breit Urwald war und unsere Vorfahren auf Pfahlbauten oder in Höhlen ihr „kaltes“ Dasein fristeten, meist von der Jagd lebten und sich auf die Bärenhaut legten, wie die noch übrig gebliebenen Rothäute Nordamerikas bis auf den heutigen Tag. Und während die Cimbern und Teutonen, die Sueven und Rauraker, oder wie die Volksstämme der Germanen alle heißen, halbnackt und in Tierfelle gehüllt einhergingen, verfertigte man unter der „himmlischen Dynastie“ schon feine Seidenstoffe, in denen die vornehmen chinesischen Männlein und Fräulein gar selbstbewußt und graziös einherstolzierten, gerade so wie sie es heute noch treiben und üben. Zerreißt nun ein solcher „Goldknabe“ oder „Edelsteinmädchen“ sein „Stück Rock“ oder ihre „Länge Hosen“, so setzt der „Kleidermachermeister“ oder die Frau Mama den Fleck stets von außen auf das Loch.

Auch kann der „fremde Mensch“ anfangs das männliche und weibliche Geschlecht nur schwer von einander unterscheiden und wird gar oft an jene lateinische Regel erinnert: „communis ist, was einen Mann und eine Frau bedeuten kann“, denn bei den Chinesen ist kein solch gewaltiger Unterschied in der Kleidung von Männern und Frauen. Tragen doch auch letztere Hosen und Röcke, die sich zumal bei den ärmeren Volksklassen nur durch ihre größere Länge und einen etwas anderen Schnitt von denen der Männer unterscheiden. Wir haben in unsern Kleidern vorn und hinten, oben und unten überall Taschen; in einem chinesischen Anzug dagegen suchen wir auch eine Tasche vergeblich. Als Ersatz dafür besitzt der Chinese seine langen weiten Aermel, in denen erstaunlich viel Platz hat und woselbst manches versteckt wird, das von Rechts wegen eigentlich nicht hineingehören würde. Kommt dann etwa ein solcher Chinesenherr „deine Grashütte zu erleuchten“ und dir „das Licht zu vermehren“, so wirst du wohl daran thun, ein wachsames Auge auf seine langen Aermel, Fingernägel und Finger zu haben, sonst möchtest du bald nachher die unangenehme Entdeckung machen, es sei dir etwas Wertvolles abhanden gekommen. Von wegen dieser langen



Blick über eine chinesische Stadt.

Aermel gebrauchen auch im „großen Osten“ Herren und Damen weder Handschuhe noch Muff, sintemal ja die Aermel selbst über die zollangen Fingernägel hinausreichen, so daß man solche samt Fächer und „Handtuch“ und was man etwa sonst noch gebraucht, recht gut darin unterbringen kann.

Im „großen Westen“ findet man verhältnismäßig bei wenig Damen Armschmuck, dagegen schmückt sich jede Chinesenfrau, und sollte sie „arm bis zum Sterben“ sein, mit silbernen Armspangen, die sie auch bei der geringsten Arbeit anbehält und die ihr erst abgezogen werden, „wenn sie keinen Atem mehr in der Nase hat“, denn solche sind das Erkennungszeichen und Merkmal einer unbescholtenen Frau. Hat sie sich dagegen in irgend einer Weise vergangen, so wird sie zum Zeichen ihrer Entehrung ihres „Arm- und Kopfschmuckes beraubt.“ Nicht selten trifft man auch Männer, die sich mit Armringen zieren, und auch breite silberne Fingerringe sind nach chinesischer Sitte bei Männern und Frauen zu sehen.

Während wir unsere aus Leder gefertigten Schuhe schwarz anstreichen, bemalt der Chinese die sehr dicken Sohlen seiner meist aus Zeugstoff hergestellten Schuhe mit einer weißen Farbe, da man mit ihnen ja nur Staat macht und sie bloß bei schönem Wetter anzieht. Wird man unterwegs plötzlich vom Regen überfallen, so zieht man Schuhe und Strümpfe schleunigst aus und wandert mit den „entblößten braunen Füßen“ weiter. Die Strümpfe sind aber nicht etwa aus Wolle oder Baumwolle gestrickt, sondern aus Leinwandlappen zusammengenäht. Auch werden die Schuhe nicht nach dem Fuß gemacht zu möglichst bequemem Marschieren, sondern sie würden weit eher zu Büßungen und Wallfahrten taugen, daher das Sprichwort: „es giebt auf dieser Welt keine Schuhe, die einem genau passen“, und der Ausspruch des Mencius, daß wenn ein Schuhmacher auch keine exakten Schuhe herstelle, er sie doch nicht wie Körbe mache.

Nach guter chinesischer Sitte ist es nicht ratsam, daß Mann und Frau es offenbar werden lassen, wie sie einander lieben. Das muß möglichst geheim gehalten werden. Dagegen ist es keine Seltenheit, daß der „Hausstrenge“ sein „altes Weib“ prügelt, und mehr als eine Chinesenfrau findet das in der Ordnung, wie z. B. jene, die zu mir auf mein „Schreibzeichen-

zimmer" (Studierzimmer) kam und mit ihrer „handvoll Mund" mit einem gewandten „Maultalent" ihren Mann hart verklagte, daß er sie schon einigemal „7 Teile Leben und 8 Teile Tod" geschlagen habe, so daß sie schon „zweimal gestorben" sei. Ihre denkwürdige Rede schloß sie mit dem Satz: „daß er mich im Monat ein- oder zweimal prügelt, das brauche ich." Und damit zog sie stramm ab, wie sie gekommen war. Auch ein Christ unsrer Missionsstation „im Ursprungsthal" kam einmal zum Missionar und fragte ihn allen Ernstes, ob er ihm erlaube, sein Weib zu prügeln. Da ist oft guter Rat teuer, zumal innerhalb und außerhalb der Mauern gesündigt wird und beide Teile Recht und Unrecht zugleich haben. Selbst der weise Konfucius scheint mit der chinesischen Frauenwelt seiner Zeit keine gute Erfahrung gemacht zu haben nach seinem Ausspruch: „Frauen und Sklaven sind am schwierigsten zu behandeln, denn ist man zutraulich mit ihnen, so hauen sie über die Schnur; ist man zurückhaltend, so sind sie einem gram." Wenn ein Chinese mit jemandem von seiner Frau spricht, so sagt er nicht etwa: „meine Frau sagt so und so", sondern: „mein Haus spricht." Sie dagegen spricht von ihm einfach als von einem dritten: er ist krank; er ist ausgegangen 2c. Hat sie Kinder, so bringt sie unfehlbar eins mit und sagt: „dem sein Vater." Nie nennt sie ihn „mein Mann." Ist er schon alt an Jahren, so betitelt sie ihn „mein alter Knochen" (eigentlich „Hauptknochen"). Bei den Mahlzeiten essen Männer und Frauen nicht miteinander; letztere essen gewöhnlich erst nachher mitsamt den Mädchen und zwar gewöhnlich in der dunklen Küche. Giebt man ein Festessen, so darf der Gastgeber die Tafel erst verlassen, wenn alle Gäste fertig sind; dabei wird stets der heiße Wein zum Beginn und die warme Fleischbrühe zum Schluß der Mahlzeit getrunken. Die Einladung ergeht von dem „dummen jüngeren Bruder" an den „hohen Herrn" zum „Trinken des faden Weines." Hat man keinen Appetit, so entschuldigt man sich: „mein Magen hat sich noch nicht geöffnet." Wem es aber schmeckt, der „ißt drei Schüsseln durch nur zweimaliges Herschaufeln", oder aber „verschlingt er die vier Himmelsgegenden".

Anstatt dich zu fragen: „wie geht es dir?" erkundigt sich der Chinese: „Hast du schon Reis gegessen?" denn er denkt sehr

viel an das Essen und ein Essen ohne Reis ist ihm überhaupt kein Essen. Auch erkundigt er sich teilnehmend, ob du täglich „zwei oder drei Mahlzeiten einnimmst.“ Und falls du vor dem Fragesteller gegessen, mußt du demütigst bekennen: „ich bin nicht würdig zuerst“ (gespeist zu haben). Auch fragt er dich, ob du dich „mit kaltem oder warmem Wasser badest“, und da du dort, wo es ja sehr heiß ist, dich mit kaltem Wasser badest, hast du ihm den zutreffendsten Beweis geliefert, daß du eben doch ein „fremder Teufel“ bist, denn die Chinesen waschen jeden Morgen Gesicht und Hände mit warmem Wasser, das 30—35° R haben muß, und baden allabendlich mit gleichgradigem Wasser.

Während wir Menschen der „westlichen Ozeane“ bei einem Besuch und beim Grüßen den Hut abnehmen, setzt der Chinese, sobald du dich seinem Hause näherst, den Hut auf, um dich recht würdig zu empfangen; die Brille dagegen thut er herunter und sollte er auch noch so kurzsichtig sein. Und anstatt, daß er dir die Hand zum Gruße reicht, schüttelt er seine eigenen Hände. Dann setzt er dich nicht etwa zu seiner Rechten, sondern auf die linke Seite, denn diese ist „in den 18 Provinzen“ Chinas der Ehrenplatz, dieweil die linke Hand mehr Muße hat und nicht so viel leisten muß als die rechte. Nach diesem reicht er dir ein Täßchen Thee und bietet dir höchst liebenswürdig seine eigene gestopfte „Rauchröhre“ an und ladet dich ein, „Rauch zu essen“, aber nicht etwa mit einer Hand, sondern stets auf beiden Händen. Dann sagst du am besten: „ich esse keinen Rauch.“ Den Thee aber gebietet die gute Sitte anzunehmen, jedoch auch nicht ohne Formalitäten, denn du mußt artig entgegnen: „ich bins nicht würdig“, worauf der „Gastherr“ dich versichert: „ganz würdig.“ Und wenn du nun anhebst, mit beiden Händen nach der kleinen Schale zu greifen, so thust du es mit den Worten: „ich trinke deinen Reichtums-Thee“, oder: „ich versündige mich (dadurch) gegen dich.“

Nach diesem erkundigt sich der „erlauchte Herr“ nach deiner „bedeutenden Kreisstadt“, deinem „unvergleichlichen Palast“, deinem „hohen Geschlechtsnamen“, deinem „erhabenen Zeichen“ (Namen), nach der Zahl deiner „Frühlinge und Herbste“, nach deinen Vermögensverhältnissen, was deine Kleider gekostet, wie viel du jährliches Einkommen hast u. s. w. Auch wünscht er

dir „aus der ganzen Fülle seines Herzens, du mögest dich in einen langlebigen, nicht alt werdenden Halbgott verwandeln.“ Kurzum, er fragt dich aus in die Kreuz und Quere (nur nicht nach deiner Frau und deinen Töchtern), um sich eine möglichst genaue Einsicht in deine Personalien zu verschaffen, etwa wie es bei uns bei einem Verhör zu geschehen pflegt. Das Angenehme dabei ist nur, daß du deinem „Gastherrn“ gegenüber Gleiches mit Gleichem vergelten darfst. Führt er dir aber etwa seine „Edelprinzen“ vor, so thust du besser, dieselben nicht zu loben, denn sollte bald darauf einer plötzlich erkranken, so hast du ihn ganz gewiß „elend gesprochen.“ Auch darfst du nicht gleich sagen, aus welcher Ursache du eigentlich gekommen bist. Selbst wenn man dich fragt: was hast du für eine „wichtige Angelegenheit?“ so mußt du erst sagen: „ich habe keine Sache.“ Man redet „über 3 und 4“, von „Himmel und Erde“, wiederholt das eine und andere, schwatzt sich „den Mund trocken und den Hals dürr“ und erst zuallerletzt bringst du scheinbar ganz zufällig deine „kleine Sache“ an den Mann. Sehr zutreffend hat man darum schon gesagt: während der Mensch seine Sprache habe, um seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, hätten viele Chinesen ihre „scharfe Zunge“, um ihres Herzens Gedanken zu verbergen.

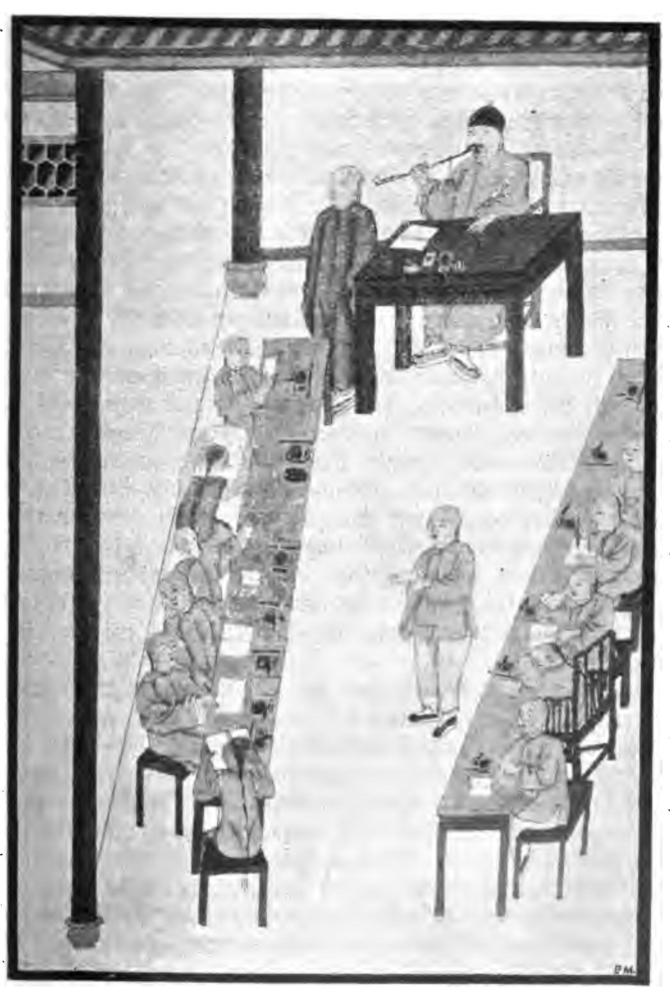
Bei den chinesischen Büchern ist im Vergleich mit unsern Büchern vollends alles verkehrt; das Ende ist ihr Anfang und der Anfang das Ende, etwa wie bei einer hebräischen Bibel. Denn der Chinese liest nicht wie wir von links nach rechts, oder wie der Hebräer von rechts nach links, sondern von oben nach unten, da die Linien seiner Bücher nicht wagrecht, sondern senkrecht laufen. Unsere Buchstaben erkennt er überhaupt nicht als Zeichen an, sondern das sind ihm höchst wunderliche ki-li-kio-lo-Geschichten, mit denen man unmöglich eine „große Lehre“ zum Ausdruck bringen kann. Denn „wie kann man auch mit 25 ‚barbarischen Zeichen‘ etwas schreiben, während ‚wir Chinesenmenschen‘ viele Tausende von ‚chinesischen Zeichen‘ gebrauchen, um unsere ‚großen Lehren‘ dadurch zum Ausdruck zu bringen“, also erklärt dir ein chinesischer „Bücherleser-Mann“ mit einem Selbstbewußtsein, als hätte er mit „einem Schluck den Wangho (gelben Fluß) verschlungen.“ Mit solcher „Gescheitheit“ kämpft man vergeblich und hält es darum lieber mit Gellert, wenn er in

seinem „grünen Esel“ sagt: „Dann kommt die Zeit und lehrt die Thoren, sie mögen wollen oder nicht.“ Bei den chinesischen Büchern schreibt man auch den Titel nicht auf die Rückseite, sondern unten hin an den Schnitt des Buches, da man die Bücher nicht der Reihe nach aufstellt, sondern im Büchergestell schichtenweise aufeinander legt. Auch werden die Blätter nicht aufgeschnitten, da man durchweg nur eine Seite des dünnen Blattes beschreibt. Die Wörterbücher sind nicht alphabetisch geordnet, denn dasselbe ist im „Lande der Litteratur“ eine unbekannte Sache, sondern nach den 214 Grundwurzelzeichen, nach denen die Tausende und Abertausende der Zeichen zusammengesetzt sind. Will man z. B. im Wörterbuch ein unbekanntes Zeichen auffinden, so muß man zuallererst das „Kopfzeichen“ herausfinden, wobei man als Hauptregel zu beachten hat — besonders bei zusammengesetzten Zeichen — daß dasselbe sich meist links befindet. Dann zählt man die „Striche und Häkchen“ und findet so endlich das Gesuchte, ein Verfahren, das viel zeitraubender ist als das geschwinde Nachschlagen in unsern Lexika und Fremdwörterbüchern.

Wenn der chinesische Schüler seine Lektion aufsagt, so „wendet er dem Buch und Lehrer den Rücken“, anstatt Front zu machen und letzteren anzusehen. Fast jeder Chinese ist Konfucianist, Buddhist und Taoist in einer Person und bekennt sich in einem Atemzug zu diesen drei heidnischen Religionssystemen, zieht aber bald dieses, bald jenes vor, je nach dem es ihm rätlich erscheint in seinen „hunderterlei Nöten und zehntausendfach aufgetürmten Trübsalen.“ In seinen Götzentempeln stehen nicht selten die Stifter dieser „drei Lehren“ in „großem Frieden“ nebeneinander.

„Warum küssen sich die Menschen?“ Diese Frage kommt keinem Chinesen. Denn dort küssen sich die Menschen nicht, weder der Bräutigam seine Braut, noch die Mutter ihr Kind. So etwas kommt bei den gelben Chinesen nicht vor; haben sie doch, wie jemand meinte, rotes *kaltes* Blut. Das wäre auch gar zu sehr gegen „Richtmaß und Zirkel“, wie das chinesische Wort Kwui ki („abgezirkelte Sitte“) wörtlich heißt, wenn man sich hierin etwas vergeben und sich bis zum gegenseitigen „Berühren des Mundes“ aufschwingen würde.

Seinen zugeklappten Schirm trägt der Chinese nicht etwa am oberen, sondern am unteren Ende. In den heißen Monaten



Auffagender Schüler.

gebrauchen sowohl Männer als Frauen den Fächer; hat man keine Hand dafür frei, so steckt man ihn in den Nacken, etwa wie das rote Fähnchen, das man einem zum Tode Verurteilten dort hineinsteckt. Jeder Chinese männlichen Geschlechts läßt sich alle 14 Tage drei Viertel seines Schädels glatt rasieren, und nur die Haare seines Hinterkopfes läßt er stehen, wobei er sie in Form eines Zopfes, mindestens so lang wie den seiner Frau, trägt, nur daß diese ihren Zopf nicht herunterhängen läßt, sondern in ihrem silbernen Haarschmuck befestigt. Auch sein „bischen Bart" wird säuberlich abrasiert, und erst nach dem 40. Lebensjahr, wenn man „rechter Großvater" geworden ist, läßt man einen Schnurrbart stehen.*) Beim Anblick des schönen Vollbarts eines „rothaarigen Barbaren" sind die Chinesen höchlich erstaunt, daß bei diesem das Haar in solcher Fülle nach vorne, bei der „schwarzhaarigen Nation" dagegen nach hinten hinunter wachse.

Hat sich jemand „gegen ihn versündigt", so hat er „kein Angesicht mehr" und der „Versündiger muß ihm sein Angesicht wieder zurückgeben." Bei den Chinesen heißt der Kompaß: „Nadel die nach Süden zeigt" und nicht etwa nach Norden, wie in andern Ländern. Auch sagt der Chinese nicht: nordwest, nordost, südost, südwest; sondern: westnord, ostnord, ostsüd, westsüd. Und anstatt zu sagen: vier Sechstel, sagt er: von sechs Teilen vier.

Selbst seinen Namen dreht der Chinese um. Zuerst kommt der „hohe Geschlechtsname" und dann erst der „hochwürdige Eigenname." Die erste Frage lautet immer: „Welches ist dein hoher Geschlechtsname?" Und dann erst folgt als zweite Frage: „Welches ist dein hochwürdiges Zeichen?" Aus Herr Müller macht der Chinese: Müller Herr, und anstatt zu sagen: Onkel Maier, sagt er: Maier Onkel. Beim Datum schreibt er zuerst das Jahr, dann den Monat und zuletzt den Tag.

Nach dem Glauben der Chinesen wird „der Kranich tausend Jahre und die Schildkröte sogar zehntausend Jahre alt." Sein Himmel ist nicht blau, sondern grün; er schwört „im Angesicht

*) „Rechter Großvater" ist man in China, wenn einem „der Himmel einen Enkel beschert hat", „leerer Großvater" dagegen, wenn man „durch des Himmels Bestimmung ein Mädchen", oder wie ich einmal hörte, ein „Kälbchen" als Enkelin „hinzugefügt" bekommen hat.

des azurnen Himmels." Die Farbe der Trauer ist nicht schwarz, sondern weiß, blau und grau. Das Briefporto wird stets vom Empfänger und nicht vom Absender bezahlt, sonst könnte man Gefahr laufen, daß das „Tausend-Meilen-Pferd" (der Briefträger) den Brief gar nicht abliefert, sondern einfach wegwirft. Und die vielen Tausende, die kein „blindes Zeichen kennen", d. h. ihre Briefe nicht selbst zu schreiben verstehen, gehen an die „drei Kreuzwege" und lassen sich dort von einem öffentlichen Briefschreiber „im Angesicht der großen Menge" ihren Brief schreiben; dort läßt man sich auch vor aller Welt wahrsagen. Der Leichenstein wird dem Verstorbenen immer zu den Füßen gesetzt. Der Leichensager „meldet das Leben" des Verstorbenen. Die Leichenträger nennt man „die acht Halbgötter."

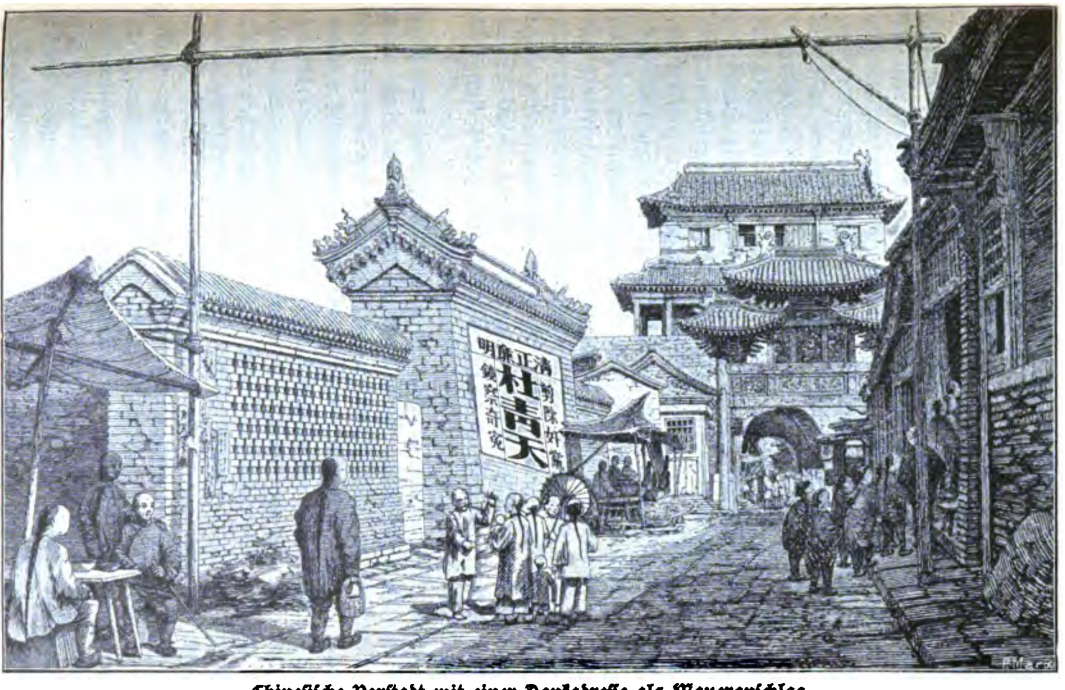
Der chinesische Reiter besteigt sein Pferd nicht von der linken, sondern von der rechten Seite; der Pferdknecht geht voraus, um „den Weg zu eröffnen." Der plumpe, schwere Sattel, der seine 40—50 Pfund wiegt, ist teurer als das Pferd, daher das Sprichwort: „ein Pferd zu kaufen ist leicht, einen Sattel dagegen schwer." Geht der chinesische Bauer aus, sein Feld zu bestellen, so treibt er seinen „Wasserbüffel" oder seine „gelbe Kuh" leer voraus, er selbst aber hat sich mitsamt seinem „alten buckeligen Weib" Joch, Pflug und Egge aufgeladen. Jener Chinese hatte also nicht so ganz Unrecht, wenn er meinte, wir sollten uns eigentlich nicht „Chinesenmenschen", sondern „Chinesenochsen" nennen von wegen unsres „Lastenlebens", weil wir unsere „Länge Leben" unsere „Achseln zu Wegen machen müssen." Wer in China vom Geschlechtsnamen „Gelb" ist, betitelt seine „gelbe Kuh" „Sandkuh", weil er nicht mit seinem „Feldschatz" den „gleichen Geschlechtsnamen" tragen will.

Der chinesische Nachtwächter schlägt in bestimmten Zeitabschnitten seine Trommel, damit die „Nachtdiebe" genau wissen, wo er sich jetzt gerade aufhält, anstatt daß er heimlich hinginge, dieselben einzufangen; desgleichen thun auch die wachhabenden Soldaten auf den vielen Wachtschiffen der chinesischen Seen und Kanäle, Ströme und Flüsse, denn dort ist „das Ergreifen der Diebe leicht, das Loslassen derselben dagegen schwer." Man fängt sie darum lieber nicht, damit man nicht „in die schwierige Lage komme, wie nun die Herren wieder loszubekommen."

Das Spazierengehen ist in China auch nicht Sitte. Will sich der Chinese erholen, so findet er es viel vernünftiger, „hinzusitzen auf den Boden bis Wurzeln wachsen“, seinen Thee zu trinken und „Rauch zu essen“, oder sich ganz bequem niederzulegen.

Die Chinesen der inneren Provinzen, welche ihre Geschäfte in die Hafenstädte treiben, haben nichts Eiligeres zu thun, als die Ausländer beim Spazierengehen zu betrachten. Sie versammeln sich an der Seite längs der Kais, hocken nieder, zünden die „Rauchröhre“ an, entfalten den Fächer, und so beobachten sie mit spöttischem und schalkhaftem Blicke die „Westreich-Menschen“, welche von einem Ende zum andern auf und ab spazieren, und verfolgen sie Schritt für Schritt mit der größten Aufmerksamkeit. Der Schnitt der Kleider bekümmert sie ganz vornehmlich. Sie bewundern den ausgesuchten und feinen Geschmack, auf dem Rücken Knöpfe anzubringen, die aber ewig dort sitzen ohne etwas zu knöpfen zu haben. Sie fallen von einem Erstaunen ins andere beim Anblick unserer knappen Röcke, unserer eng anliegenden Beinkleider, unserer wunderlichen Gesichter mit langer Nase und blauen Augen. Sie suchen sich, wenn auch erfolglos, von dem sonderbaren Aufputz Rechenschaft zu geben, den sie nur ein „halbes Kleid“ nennen, weil es ganz unmöglich sei, dasselbe über der Brust zusammenzuschlagen wie ein „Chinesenkleid“.

Die empfindlichste Rache besteht darin, daß man sich in das Haus des Todfeindes begiebt oder sich vor dessen „große Thüre“ legt und „ihm dort zum Verdrusse“ das eigene Leben nimmt. „Ich sterbe dir zum Verdruß“ ist deshalb eine schreckliche Drohung. Von wegen des gänzlichen Mangels an Zeitungen und Lokalblättchen zeigt man die Annoncen in Form von Plakaten an, die an den öffentlichen Gebäuden und Plätzen angeklebt werden. Dort liest man auch die Rechenschaftsberichte über die Höhe der milden Beiträge zu Götzentempelbauten, Theatervorstellungen, „Armenteufelsfeste“, Brückenbauten, Wegreparaturen und anderes. An jeder bessern Brücke ist eine Tafel in einen Stein eingelassen, auf welcher die Beiträge jedes der „erlauchten Herren“ für ewige Zeiten eingegraben sind, hart neben dem kleinen Tempelchen des Brückengeistes. Auf diese Weise werden auch Dankesadressen veröffentlicht, kaiserliche Erlasse bekannt gemacht, die Befehle der Mandarine ausgegeben mit dem stets



Chinesische Vorstadt mit einer Dankadresse als Maueranschlag.

wiederkehrenden Refrain: „jeder gehorche mit Zittern; keiner erzeige sich widerspenstig!“ Ein ungerechter Mandarin, ein hartherziger Bürger findet eines schönen Morgens ein Plakat an seinem Hause, auf welchem der ungenannte Verfasser ihm derb die Wahrheit sagt, meist in Knittelversen. Und wer so arm ist, daß er die Druckkosten zu einem solchen Pamphlet nicht erschwingen kann, der setzt sich ganz ungeniert tagelang vor das Haus seines Bedrängers und teilt jedem Vorübergehenden haarklein seinen Jammer mit. Wer seinem Feind einen anonymen Schmähbrief schickt, der nimmt noch zwei bis drei „Herzensfreunde“ dazu und so wird jedes Zeichen von drei bis vier Händen geschrieben, damit der also Geschmähte die Handschrift nicht herausmerkt. Die „Himmelsfuß“- oder „Nicht binden Fuß-Gesellschaft“, die sich vor noch nicht langer Zeit gebildet hat, verfaßte ein Lied, worin das Fußbinden der vornehmen Mädchen gegeißelt wird. Um aber dasselbe unter die Massen zu bringen, wurden die blinden Bettler scharenweise zusammengetrieben und ihnen das Lied eingepaukt. Und nun durchziehen sie die chinesischen Städte und Märkte und singen im hohen Fistelton ihren Singsang herunter. Die große Menge aber bleibt stehen, sperrt Maul und Augen auf, spitzt die Ohren, lacht dazu, singt das Lied bald nach und der Zweck ist erreicht.

Die Aushängeschilde der chinesischen Kaufläden und Apotheken, Theehäuser und Nachtherbergen sind nicht etwa oben querüber angebracht, sondern hängen herunter fast bis auf den Boden, tragen auch nicht den Namen des Eigentümers, sondern sind ein Ausbund chinesischer Phraseologie. Die Sparren der Häuser werden quer gelegt, die Dachlatten dagegen nach der Längsseite. Die „großen Gassen“ der meisten chinesischen Städte sind so eng, daß, wer nach oben blickt, kaum den Himmel sieht; zudem hängen oben herüber die ohne Seife gewaschenen Kleider an den Trockenstangen, sodaß man keinen „grünen Himmel“ mehr erblickt.

Schuldet dir jemand Geld, so wäre es höchst unhöflich, denselben etwa bei einer zufälligen Begegnung um Rückzahlung zu bitten. Die feinste Form ist, ihn zu ersuchen, dir ebenfalls eine Geldsumme zu leihen. Ueberhaupt scheinen Schulden einen Chinesen nicht zu drücken. Selbst wenn er bares Geld hat, treibt er lieber einen „kleinen Handel“ damit um, oder leiht es

zu 30 % aus und stirbt wohl gar, ehe er seine „alten Schulden" bereinigt. So habe man einmal einen Chinesen kurz vor seinem Ende gefragt, ob er noch einen „letzten Willen" kund zu geben habe. Darauf habe er gehaucht: „ich schulde meinem Nachbar ‚Bär' noch 10 Mark und er glaubt, daß er dieselben nicht mehr bekomme, was ich auch glaube", und — dann sei er „starr geworden."

Wenn ein Vorgesetzter mit einem Chinesen spricht, so wäre es sehr unschicklich, demselben immer ins Gesicht zu schauen; man sieht ihm auf den Kragen, auf die Kniee oder gar auf die Füße. Kein Diener darf vor seinem Herrn mit dem „Haarzopf" um Kopf oder Hals gewunden erscheinen, so wenig als vor dem Mandarin oder Götzen. Der Zopf muß in seiner ganzen Pracht herunterhängen, und wenn sein Träger stolz einherspaziert, so gerät jener in Schwingungen wie das Pendel einer Uhr. Gerät der Chinese plötzlich in Aufwallung und hat gerade nichts bei der Hand, so greift er flugs nach seinem Zopf und schlägt damit nach seinem Hund oder „Hundekind" (Sohn). Schickt man dir ein Geschenk, so würdest du „gar kein bischen Sitte haben", falls du alles behieltest; du darfst dir nur einiges heraussuchen und dann das übrige dem Geber mit einer Gegengabe zurückschicken.

Erkrankt der „Edelsteinleib" des chinesischen Kaisers, so wird seinen Leibärzten das Gehalt entzogen, bis sie den „jüngeren Bruder von Sonne und Mond" wieder gesund kuriert haben. Stirbt dein Vater, so mußt du vermelden, daß „ihn leider die Todeskrankheit von wegen deiner schweren Sünden getroffen" und du mußt dich als „ungeratensten, pietätslosesten Sohn unter dem Himmel bekennen", selbst wenn das gerade Gegenteil der Fall ist.

Man ersieht hieraus, wie es auch von China — und zwar da in besonderem Maße — gilt: „andere Länder, andere Sitten." Damit hat aber auch der Missionar, wenn er dort Eingang finden will, zu rechnen, und er muß sich wie überall in die so seltsame Denkungsart und Anschauungsweise jenes alten Kulturvolkes hineinzuleben verstehen, so daß er bis auf einen gewissen Grad den Chinesen ein Chinese wird. Denn nur so wird er mit seiner Botschaft zum Herzen derselben gelangen oder ‚chinesisch ausgedrückt' „seine Nerven schlagen."



Kindliche Ehrerbietung in Wort und Bild.

1. Im Wort.

Einem jeden Chinesen wird nichts so sehr eingeprägt als das Gebot: „Ehre Vater und Mutter.“ Denn nach chinesischer Anschauung ist Unkindlichkeit und Ungehorsam gegen die Eltern eine Sünde, für die es keine Vergebung giebt weder in dieser noch in jener Welt. Diese überaus starke Betonung der Kindespflichten den Eltern und Vorgesetzten gegenüber ist für China von großem Segen gewesen und mit eine Hauptursache des Jahrtausende langen Bestandes des chinesischen Reiches.

Der Inbegriff aller Kindespflichten steht in klassischem Chinesisch geschrieben in dem „Klassiker der kindlichen Pietät“, einem Büchlein, das in China bei hoch und nieder, jung und alt in großem Ansehen ist, und fast in allen chinesischen Schulen auswendig gelernt wird. Dasselbe zerfällt in 18 kurze

Abschnitte, und sagt jedem „Chinesenmenschen“, beginnend mit dem „Himmelssohn“, nach seinem Stand und Beruf, wie er seine Kindespflichten zu erfüllen habe. Dieser „Klassiker der kindlichen Pietät“ soll eine Unterredung des Konfucius sein mit dem Meister Tsen, einem seiner bedeutendsten Schüler, die er ein Jahr vor seinem Tode, in seinem 72. Lebensjahr, mit demselben geführt habe. Er beginnt mit den Worten: „Als Konfucius Muße hatte und der Meister Tsen vor ihm saß, sprach der Meister (Konfucius): „Die früheren Könige regierten kraft ihrer großen Tugend und ausgezeichneten Lehre (in Erfüllung der kindlichen Pietät). Dadurch regierten sie und eroberten sich die Herzen unter dem Himmel ganz ungezwungen. Das Volk genoß Wohlstand und erfreute sich des Friedens, und zwischen hoch und nieder war kein Murren. Ist dir das klar?“ Der Meister Tsen erhob sich von seiner Matte und sagte: „Dem Sem (Name des Tsen) ist's nicht klar. Wie sollte ich's auch ganz verstehen?“ Der Meister (Konfucius) sprach: „Die kindliche Liebe ist die Wurzel der Tugend und ist die Grundlage, woraus die Unterweisung in den sittlichen Grundsätzen entspringt. Setze dich wiederum nieder, ich will dir das erklären. Das erste, was die kindliche Liebe von uns verlangt, ist, daß wir sorgfältigst vor Schaden behüten und gut pflegen den Leib, den wir von unsern Eltern empfangen haben. Und wenn wir uns eine Stellung in der Welt errungen haben, so sollen wir unser Benehmen nach richtigen Grundsätzen so einrichten, daß unser Name in den kommenden Geschlechtern lebendig bleibe, und daß wir dadurch auch rückwärts auf unsere Eltern einen Glanz werfen. Dies ist das letzte Ziel der kindlichen Pietät. Sie beginnt mit Aufmerksamkeiten den Eltern gegenüber, wird fortgesetzt in treuen Diensten, die man seinem Fürsten erweist, und wird vollendet durch die Erhöhung unserer selbst.“

Im „Buch der Lieder“ heißt es: „Deiner Vorfahren sei immer eingedenk, und ahme ihre Tugenden nach.“ Und wiederum: „Bricht der Morgen an und ich kann nicht schlafen, so sollen die Gedanken meines Herzens auf meine Eltern gerichtet sein.“ Und im elften Abschnitt bei den „fünferlei Todesstrafen“ sagt Konfucius: „Die allergrößte Sünde ist der Ungehorsam gegen die Eltern und Vorgesetzten. Wenn die Minister ihre Fürsten beherrschen, so fehlt die Oberhoheit; wenn die Vorschriften der

Weisen verlassen werden, so sinkt die Autorität des Gesetzes dahin, und so sind die, welche ihrer kindlichen Pflicht nicht nachkommen, gleich denen, die keine Eltern haben. Diese drei großen Uebel beschwören eine allgemeine Revolution herauf."

Das wäre alles schön und gut, wenn damit der kindlichen Pietät Genüge geleistet wäre, und sich dieselbe nicht über Tod und Grab hinaus erstrecken würde. Aber der achtzehnte Abschnitt belehrt uns, wie ein rechter Sohn sich den gestorbenen Eltern gegenüber zu verhalten habe, wie er untröstlich um sie weinen muß, wie er beim Hören der Musik keine Freude daran haben darf, wie er an guten Speisen keinen Geschmack haben soll, welche Kleider man ihnen in den Sarg mitzugeben habe, wie man ein glückliches Grab durch den Wahrsager für sie ausfindig machen müsse, wie man in der Ahnenhalle ihrem Geist Weihrauch anzünden soll, und dann jeden Frühling und Herbst auf ihrem Grab zu opfern habe u. s. w. Kurzum die Elternverehrung wird zur Vergötterung derselben, und anstatt daß man den Schöpfer ehrt und ihm dient, geht der Chinese ganz auf im Eltern- und Ahnendienst. So ruft man sie an, von ihnen erwartet man alles nur erdenkliche Erdenglück, ihnen gegenüber erfüllt man peinlichst alle möglichen und fast unglaublichen Verpflichtungen und es heißt in diesem Punkt von den Chinesen: „Sie haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer, der da ist über alles gelobet in Ewigkeit." Daß wir „westliche Barbaren" aber keine solche verzerrte Elternvergötterung haben, ist ihnen gar schrecklich und sie bemitleiden uns als Menschen von denkbar schlechter Erziehung, die eben keinen Konfucius haben, der sie das gelehret hätte. Darum ist auch die Eltern- und Ahnenverehrung das stärkste Bollwerk des chinesischen Heidentums, das größte Hindernis gegen die Ausbreitung des Christentums in China.

Ein chinesischer Gelehrter sagte vor einigen Jahren ganz erregt zu mir: „Wenn es durch eure ‚Jesuslehre' einmal in unsrem Reich der Mitte so weit gekommen ist, daß man die Eltern nicht mehr anbetet und den Ahnen nicht mehr opfert in den Ahnenhallen und auf den Gräbern, dann will ich lieber tot sein denn leben." Und ein anderer überreichte mir nachfolgende Abhandlung über die Eltern und Ahnenverehrung, die ich hier in Ueber-

setzung wiedergebe: Für einen Menschen, der in dieser Welt lebt, ist die Verehrung seiner Eltern das Allerwichtigste. Das Sprichwort sagt: „von hundert Tugenden ist die Elternverehrung die vornehmste.“ Nach den Klassikern sind die Eltern so groß wie Himmel und Erde. Der Himmel ist das männliche, die Erde das weibliche Prinzip, um durch Vereinigung ihrer Kräfte alle Dinge ins Dasein zu rufen. Darum soll ein Menschenkind nie seinen Ursprung vergessen und daß er drei volle Jahre aufs sorgfältigste mit Muttermilch aufgezogen wurde zu einem wirklichen Menschen. Aus diesem Grunde muß man auch drei Jahre lang um die verstorbenen Eltern trauern und ihnen dadurch danken für die drei ersten Jahre der so beschwerlichen sorgsamen Pflege. Darum sagt auch das Sprichwort: „Wer die Gnade der Eltern mit Füßen tritt, findet für diese Sünde keine Vergebung.“ Denn nur wer seine Eltern recht ehrt, kann auf eine gute Vergeltung hoffen, das heißt: Ehrst du deine Eltern nicht, dann fürchte ich sehr, deine Kinder werden dich einmal in gleicher Weise behandeln.

Alle Männer, wenn sie ihren Eltern würdig dienen wollen, müssen beim ersten Hahnenschrei ihre Hände waschen, ihren Mund ausspülen, ihr Haar kämmen, es mit dem Netz zusammenbinden, mit Haarnadeln befestigen und in einen Büschel flechten; sie müssen den Staub abbürsten, den Hut aufsetzen, Beinkleider und Rock anziehen, den Gürtel umlegen, die Schuhe anthun und die Bänder dazu festbinden. Mädchen oder Weiber haben genau dasselbe zu verrichten, außerdem aber noch ihren Parfümeriebeutel anzuhängen und die Füße sorgfältig in die gesetzliche Form zu schienen. Darauf müssen sie in das Zimmer ihres Vaters oder ihrer Mutter, ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter gehen, und, wenn sie eingetreten sind, in leisem und gefälligem Tone fragen, ob ihre Kleidung nicht zu warm oder zu kühl sei, ob die Eltern Schmerz oder Jucken haben, dann selbst den leidenden Körperteil reiben oder drücken, und wenn die Eltern das Zimmer verlassen, haben sie dieselben zu stützen. Bringen sie den Waschapparat, so muß die jüngere Tochter oder der jüngere Sohn die Schale präsentieren und die ältere das Wasser, sodann die Eltern demütig bitten, es hineinzugießen und sich zu waschen, und nachdem dies geschehen, das Handtuch reichen. Wenn die Eltern

dann zu essen wünschen, müssen sie ihnen ehrerbietig aufwarten, ihnen das reichen, was sie wünschen, sie während des Essens durch ihr mildes Benehmen aufheitern, und sobald die Mahlzeit gehalten ist, leise ihren Rücktritt vollziehen.

Wenn wir von der kindlichen Pietät reden wollen, so teilen wir sie am besten in zwei Teile: 1. So lange sie leben, soll man ihnen dienen und sie hegen und pflegen; 2. Wenn sie gestorben sind, sie begraben und ihnen opfern. Konfucius sagt: „Wenn die Eltern irgend etwas Wichtiges haben, so muß der Sohn, und wenn er auch gar keine Zeit hätte, alles beiseite legen, ihnen dienen, und ihren Befehlen gehorchen. Er darf sie ja nicht zur Traurigkeit reizen, jederzeit soll er ihnen vor ihrem Angesicht einen freundlichen Gesichtsausdruck zeigen. Und wenn er sie bedient und pflegt, so soll das geschehen mit einem Herzen voll Ehrerbietung, ja nicht etwa wie man Hunde und Pferde abfüttert. Und im Fall die Eltern noch leben und man geht in die Ferne, um Handel zu treiben, weil die Familie arm ist, so soll der Sohn genau die Gegend angeben, damit er brieflich mit ihnen verkehren kann, um das Herz der Eltern zu trösten. Ebenso darf man die Lebensjahre der Eltern nie vergessen, denn alte Leute wissen nicht, wie es morgens und abends mit ihnen geht. Plötzlich könnten sie krank werden und sterben."

Jeden Morgen und Abend soll man vor ihr Angesicht treten und sie grüßen, auch ihnen jederzeit gutes Essen vorsetzen, um ihre Kräfte zu ersetzen und zu stärken. Zur kalten Jahreszeit soll man sie erwärmen und in der Sommerszeit, der Zeit der glühenden Hitze, ihnen Kühlung und Wohlbehagen verschaffen. Wenn sie dir ohne Grund gram sind, sollst du darüber nicht seufzen und murren. Wenn sie dir etwas befehlen und du hast gerade etwas in deiner Hand, so stelle es schleunigst ab, oder wenn du gerade im Munde etwas issest, so schlucke es schnell hinunter und antworte ihnen. Vor dem Angesicht deiner Eltern sollst du auch nicht unnötig lachen, oder hell hinauslachen ohne gute Sitte, oder dich widerspenstig gebärden, ihnen widersprechen u. s. w. Wenn sie etwas mit dir besprechen, einerlei was es auch sei, und du stehst vor ihnen, so sieh auf ihre Füße; wenn du gerade sitzest, so sieh auf ihre Kniee, als würdest du fortwährend fürchten, dich gegen sie zu versündigen. Mencius sagt:

Weil wir unsern Leib von den Eltern haben, sollen wir ihn nicht zu Grunde richten; den Körper wohl zu bewahren ist eine Hauptsache. Dieses alles sind die Anfänge der kindlichen Pietät.

Ferner soll man das Vermächtnis und Testament der Eltern hoch in Ehren halten, Vermögen, das sie hinterlassen haben, nicht verschleudern, sich stets eines guten Wandels befleißen, damit die Leute sagen: „Das und das sind die Kinder und Nachkommen des Herrn so und so; seht, welche feine Sitten sie haben! Auf diese Weise lassen sie noch Glanz auf das Angesicht der Eltern zurückstrahlen. Auch sollst du fleißig Bücher lesen, um im Examen einen Doktorsnamen zu erobern, damit Ehre und Herrlichkeit auf deine Vorfahren und Nachkommen ausstrahle. Das ist das Endresultat der kindlichen Pietät.

Was nennt man aber Unkindlichkeit?

Mencius sagt: Es giebt drei Arten von Unkindlichkeit. Die allergrößte derselben ist: keine Nachkommen zu haben; d. h. wenn man den Stammbaum der Vorfahren nicht weiterführt, so kann man vor den „Halbgottmenschen“ (den verstorbenen Ahnen) nicht bestehen und beschwört Traurigkeit und Sorge über die noch lebenden Eltern herauf. Aus diesem Grunde nehmen viele eine „kleine Frau“ (eine zweite Frau), wenn die „große Frau“ (erste Frau) keine Söhne geboren hat.

Sind die Eltern im Begriff, eine Ungerechtigkeit zu begehen, und die Kinder wagen nicht, ihnen Vorstellungen zu machen, bequemen sich vielmehr ihnen an, bis sie große Versündigungen begehen und dadurch das Vermögen verlieren und das Leben einbüßen, so ist das die zweite Art von Unkindlichkeit.

Wenn die Familie arm ist und die Eltern sehr alt, und der Sohn nimmt im Interesse der Eltern keine Beamtenstelle an, damit er sie mit dem Gehalt, den er verdienen würde, ernähren könnte, so ist das die dritte Art von Unkindlichkeit.

Ferner sagt Mencius: „Die allgemeine Sitte kennt fünf Arten von Unkindlichkeit. 1. Den ganzen Tag faulenzen und herumlungern, seine Kindespflicht nicht erfüllen und der Eltern ganz und gar vergessen.

2. Um Geld spielen, Schach spielen, sich betrinken, seinen bösen Lüsten freien Lauf lassen und der Eltern vergessen.

3. Das Herz verstricken in Geld und Gut, einseitig Frau und Kind lieben, den Eltern entfremdet werden, bis man ihrer gar vergißt.

4. Den Gelüsten seiner Ohren und Augen freien Lauf lassen und darüber den eigenen Leib zu Grunde richten, Schmach und Schande über die Eltern bringen, bis daß sie die Strafen unserer Vergehungen erleiden müssen und wodurch in unverzeihlicher Weise Schimpf und Herzeleid auf sie gehäuft wird.

5. Krankhafte Rechthaberei und hunderterlei Streitigkeiten, wodurch der Eltern Vermögen vergeudet wird und man sie dazu noch in gefahrvolle Lagen bringt."

Konfucius hat sich folgendermaßen ausgesprochen: „Das Reich hat 3000 verschiedene Gesetze, aber die größeste Sünde ist die Unkindlichkeit."

Wie soll sich aber der Sohn bei der Eltern Tod, Begräbnis und hernach verhalten? — Naht bei den Eltern der Tod heran, so darf der Sohn das Bett derselben nie und nimmer verlassen. Die ganze Zeit über muß er neben demselben stehen oder sitzen. Haben sie den Odem wirklich abgebrochen, so darf er nur „geheim trauern", d. h. er darf keinen Laut von sich geben und heulen, denn die Dämonen könnten das hören und den Leichnam quälen. Er muß zuwarten, bis der Lebensausrechner einen guten Tag ausgewählt hat, dann erst darf er mit voller Stimme laut heulen. Auch darf er nicht viel schwatzen, nur das Wichtigste soll er reden, denn man soll auch im Ausdruck seines Gesichts den übergroßen Schmerz wahrnehmen. Ist die geeignete Zeit gekommen, so hat er die Buddhistenpriester zu rufen, damit sie die Seelenmessen lesen und die Eltern aus den Höllenqualen erretten, ihnen Gold-, Silber- und Weihrauchpapier verbrennen, um es ihnen auf diese Weise mitzugeben zum Gebrauch im Schattenland. Er selbst soll Hanfkleider anziehen, die Hanfmütze aufsetzen, und diese Sachen ununterbrochen tragen, bis man „sie auf den Berg bringt", d. h. bis nach der Beerdigung. Hernach soll er ein Seelenhaus machen, damit ihre Seele dort wohne, und dasselbe in der Haushalle aufstellen. Bei jeder Mahlzeit, bevor er seinen Reis ißt, soll er eine Schale voll Reis vor das Seelenhaus hinstellen, etwas Weihrauchpapier verbrennen, die kleine Trommel in die Hand nehmen, mit derselben vor das Hausthor

treten, einigemal drauf loshämmern und der Seele rufen: „Komm zum Reisessen! Komm zum Essen des Reises! Damit hat er erst am 49. Tag aufzuhören. Nach Jahresfrist soll er das Seelenhaus im Feuer aufgehen lassen an einem glückbringenden Tage.



Buddhistische Seelenmesse.

Die Asche hat er in ein Säcklein zu füllen und an der Wand der Haushalle aufzuhängen, darunter soll er ein kleines Holzbrett anbringen, auf welchem er am 1. und 15. Tag eines jeden Monats Weihrauch anzünden muß, bis daß die Asche in die Ahnenhalle verbracht wird, wo dann dem Verstorbenen jedes Jahr zweimal geopfert wird.

Nach dem Tod der Eltern muß der Chinese drei Jahre Trauerzeit einhalten (in diesem Falle wird ein Jahr nur zu 8 Monaten gerechnet). Wer dagegen eine Beamtenstelle inne hat, muß 27 Monate trauern. Er soll diese ganze Zeit von seinem Amt zurücktreten, darf auch nicht Ehrenhut und Knopf tragen. Vom Todestag ab gerechnet hat er 49 Tage lang Hanfkleider zu tragen; erst dann darf man sie ablegen und dafür 8 Monate lang weiße Kleider anziehen. Weiß ist die Farbe der Trauer. Der Knopf auf der gewöhnlichen Mütze sowie die Litze im Zopf müssen dagegen blau sein, denn blau ist auch die Farbe der Trauer. Man darf dazu nicht wie sonst rot benützen. So kennt man jedes Trauerhaus an den langen blauen Papierstreifen, die rechts und links an den Thüren angebracht sind mit Zeichen von weißer Farbe, während die gewöhnlichen Häuser rote Papierstreifen mit Zeichen von schwarzer Tusche aufweisen.

Auch giebt es Söhne, die sich neben dem Grabe der verstorbenen Eltern eine Hütte errichten und dort 24 Monate lang wohnen. Hernach muß jedes Frühjahr und jeden Herbst auf ihrem Grabe geopfert werden.

Nur wer alle diese Vorschriften erfüllt, kann ein „gutgearteter, wohlerzogener Sohn" genannt werden. So erzählt man von einem Lieblingsschüler des Konfucius, daß er sich am Grabe seines Meisters eine Hütte errichtete und dort 3 Jahre lang das höchste Maß der „kindlichen Pietät" erfüllte. Solche Fälle kommen in China bis auf den heutigen Tag vor. Da starb vor einigen Jahren die betagte Mutter eines jungen Mannes. Sobald das Begräbnis vorüber war, erklärte der Sohn, daß er drei Jahre lang ihr Grab nicht verlassen werde, worauf ihm die Nachbarn neben dem Grabe eine elende Hütte errichteten, gerade hoch genug, um aufrecht darin zu stehen, und kaum so lang, daß sich der Trauernde darin ausstrecken konnte. Während der dreijährigen Trauerzeit durfte er sich nicht waschen, weder rasieren noch kämmen. Das Stroh, auf dem er lag, und die Kleider die er anhatte, wurden nicht gewechselt. Die Zeit verbrachte er mit Beten und Abbrennen von Weihrauch über dem Grabe, an dem er ausgestreckt dalag. Es scheint fast unglaublich, daß ein Mensch drei bis acht Monate lang in einem solchen Zustand leben kann, aber ein Chinese bringt alles fertig; weiß

er doch, daß er nach Verfluß dieser Zeit hoch geehrt wird. Die Mandarine samt dem Volk holen ihn in ihren prächtigen Staatsroben ab und seine Heimkehr gleicht einem großen Triumphzug. Dann melden sie die Angelegenheit dem kaiserlichen Hof, worauf er vom Kaiser eine Ehrentafel mit vier Schriftzeichen erhält,



Ahnenverehrung auf einem Familiengrab.

und seine hohe Tugend wird „innerhalb der vier Meere" hochgepriesen.

Fürwahr, die Elternvergötterung und Ahnenanbetung ist das schwerste Joch, das die 400 Millionen Chinesen sich auferlegt haben und das sie bereits Jahrtausende lang tragen. Die Erfüllung dieser Pflicht treibt sie dabei oft zu der verkehrtesten Handlungsweise. So brannte im Jahr 1882 in der Hauptstadt

Chinas, in Peking, ein Haus nieder. Zwei Kinder des Hausherrn und zwei weitere Verwandte kamen im Feuer um, während der Mann mit seiner Frau den Leichnam seines Vaters, der im Sarg lag, mit eigener Lebensgefahr hinausschleppte. Alle Nachbarn wünschten dem Paare Glück, daß sie den toten Vater gerettet hatten. Daß die Kinder, ein Weib und ihr Kleines dabei umkamen, mache ja nichts aus. Hätten die Beiden nicht zuerst des Vaters Leichnam in Sicherheit gebracht, so wären sie wegen „Mangel an Kindesliebe" enthauptet worden.

Wir wollen Gott danken, daß wir sein Wort haben, das uns die richtige Weise der kindlichen Ehrfurcht zeigt. Zugleich aber wird es unserer christlichen Jugend nichts schaden, wenn sie sich das Wort zu Herzen nimmt: „prüfet alles und das Gute behaltet", und sich nicht schämt von heidnischen Kindern das zu lernen, was uns als lernens- und lobenswert von ihnen geschrieben, und wie aus dem nächsten Abschnitt des weiteren zu ersehen ist.

---

2. Im Bild.

Nicht nur durch Worte, sondern auch durch anschauliche Bilder und Beispiele wird in China jung und alt die kindliche Pietät eingeprägt und buchstäblich vor die Augen gemalt. Da sind es vor allem die „24 Musterbilder der kindlichen Pietät", die jeden „Chinesenmenschen" bewegen sollen „das Herz zu berühren und den Bauch zu streichen", d. h. sich selbst zu prüfen, ob er auch auf solche Weise seiner „kindlichen Ehrfurcht" Genüge leiste. Diese farbigen Bilder findet man oft und viel in dem „blumigen Lande" auf die weißgetünchten Wände gemalt, z. B. in Schulen, in Tempeln, in den Haushallen der Vornehmen, in Theehäusern, in Herbergen, in den „öffentlichen Ausruhehallen", an den „großen Wegen", damit sie jedermann sich einpräge und in seinen „Worten und Werken darnach handle."

Ich ließ mir dieselben von einem Christen auf dünnes chinesisches Papier malen. Derselbe ist eigentlich „Silberschlage-

meister“ von Beruf, da er aber als Heide zu viel „krumm auf dem Bette lag“ d. h. Opium rauchte, und nach chinesischen Begriffen ein „ausgezeichnetes Talent“ zum Malen verriet, ergriff er den Malerpinsel. Und nun durchzieht er als „Malermeister“ seit Jahren den „ausgebreiteten Osten“ und malt fleißig chinesische Idealbilder, Vorbilder und Wunschbilder an neuen Häusern nach innen und außen, und wo es überhaupt ums Geld und gute Worte etwas zu malen giebt. Und dieweil uns diese „24 Musterbilder der kindlichen Pietät“ einen genauen Einblick gewähren in die „kindliche Ehrfurcht“ nach chinesischen Mustern, so wollen wir sie nachstehend beifügen. Nur zwei sind ausgelassen, weil wir es für besser hielten sie nicht zu übersetzen. Die übrigen 22 aber sollen nun ihre Aufwartung machen, wiewohl uns vielleicht das eine oder andere recht naiv erscheinen mag. Auch haben wir sie nach Chinesenart in Versen besungen, um den Leser ein bischen hineinblicken zu lassen in dieses Stück von China, wie es war und wie es ist bis auf den heutigen Tag, soweit es noch nicht durchdrungen und geweiht ist durch das Evangelium, das uns allein die richtige Stellung der Kinder zu den Eltern und der Eltern zu den Kindern zeigt.



In das gold'ne Reich der Mitte
Führ' ich, liebes Kind, dich heute;
Will dir zeigen jene Leute,
Ihren Glauben, ihre Sitte.

Von den wunderbaren Lehren,
Die in jenen fremden Welten
Als das Wort des Himmels gelten,
Sollst in diesem Buch du hören.

Hören sollst du die Geschichten,
Die die Kinder der Chinesen
In den Schulen müssen lesen
Aus dem „Buch der Kindespflichten“.

Doch nicht nur zum Zeitvertreibe,
Gleichsam im Vorübergehen,
Nein, so sollst dies Buch du sehen,
Daß auch eine Frucht dir bleibe.

Siehst du, Ruhm sich zu verdienen,
Diese Heiden darnach streben,
Leib und Leben hinzugeben,
Um den Eltern treu zu dienen,

Siehst du selbst für tote Ahnen
Jedes Opfer froh sie bringen,
Soll es tief ins Herz dir dringen
Und mit Ernst dich daran mahnen:

Wie vor jenen Heiden drüben
Sich manch Christenkind muß schämen,
Das so leicht es pflegt zu nehmen,
Seine Eltern zu betrüben!

Aber siehst mit finstern Lehren
Du die armen Heidenseelen,
Sich vergeblich müh'n und quälen
Und in Aengsten sich verzehren:

Dann sollst du in deinem Herzen
Danken dem, der durch sein Leiden
Auch dem armen Volk der Heiden
Rettung bringt aus Not u. Schmerzen.

Und mit Freuden sollst du's sehen,
Daß du selber bist im Lichte
Und vor Gottes Angesichte
Aufrecht darfst und fröhlich stehen.

Nr. 1.

Mit Trauern saß auf seinem Thron
Jao, der hohe Himmelssohn,
Der Kaiser von heil'ger Sitte,
Im Reich der blumigen Mitte.
Es klinget sein Klagen ins Land hinaus,
Sein Wehruf hallet von Haus zu Haus:
„Es neiget mein Tag sich zum Sterben;
Wer giebt meinem Throne den Erben?"

„Wohl ward ein Sohn gegeben mir,
Ein Erbe dieses Thrones hier;
Doch leiten ihn ungute Geister,
Nicht folget seine Seel' dem Meister;
Dem Erhabenen folgt sie, dem Heiligen nicht,
Uebt Pietät nicht, noch Kindespflicht.
Zum Thron gelange er nimmer;
Mir folge ein Fremder für immer!"

Drauf schickt der Kaiser Boten aus,
Die wandern wohl landein, landaus;
Sie suchen in allen vier Winden,
Dem Kaiser den Erben zu finden,
Der Söhne besten, der edel und treu,
Der höchsten Ehre nun würdig sei:
An Kaisers statt einst zu regieren,
Den Thron mit Tugend zu zieren.

Die Boten ziehen aus und ein —
„Er wird im Haus der Reichen sein!"
Sie suchen wohl tausend Stunden —
Hat keiner den Erben gefunden,
Bis endlich die Weisen es fanden heraus:
Im einsamen Thale, im niedrigen Haus,
Da lebte Schun der „Ohnegleiche",
Der Söhne bester im Reiche!

Schau hier, des Kaisers Boten nahn!
Doch Staunen faßt den Guten an:
Er sieht, wie im fröhlichen Reigen
Die Tiere ihm Ehre bezeugen!
Die Elefanten, sie neigen sich stumm,
Die Vögel, sie schwirren und flattern herum,
Sie wollen mit Pfeifen und Singen
Ein liebliches Ständchen ihm bringen.

Doch Schun steht wie im Traume dort;
Zu hoch scheint ihm des Boten Wort.
„Was that ich Großes vor andern?"
Kaum wagt er's, mit ihm zu wandern.
Doch Jao, der Kaiser, hoch und beglückt,
Der Söhne besten ans Herze drückt:
„Wem stünde die Kaiserkrone
Wohl besser, als solchem Sohne?"

1.

大舜耕田

2.



So aus der tiefsten Armut nun
Gelangt zu höchsten Ehren Schun.
Und Jao, nach heiliger Sitte
Im Reich der blumigen Mitte,
Giebt seine zwei Töchter mit frohem Sinn
Der Söhne bestem zum Weibe hin;
Hat froh dann den Drachen bestiegen,
Um über die Wolken zu fliegen.

Nr. 2.

Aus dem Thal der dunklen Schatten
Blies herauf der Todeswind,
Nahm die junge Frau dem Gatten,
Nahm die Mutter weg dem Kind,
Ließ es einsam, trüb und bang. —
Armer kleiner Tschu Mun sang!

Herbst und Frühling geh'n u. kommen,
Und der Vater Tschu A nyu
Hat ein ander Weib genommen,
Führt dem Sohn die Mutter zu.
Bald zwei hübsche Brüderchen
Tschu Mun nun zur Seite geh'n.

Aber ach, der Mutter Sorgen
Die zwei Kleinen nur umfaßt.
Tschu Mun sang mit jedem Morgen
Scheint ihr eine größ're Last.
Herzt und streichelt sie die zwei —
Mun sang stehet trüb dabei.

Einst drei schöne bunte Röcke
Webt sie, webt ein weich Gewand,
Daß kein Frost die Söhne schrecke,
Mit der kalten, rauhen Hand.
Seide, Wolle, warm und fein
Webt in zweie sie hinein.

Doch an Tschu Mun sang, dem Armen,
Woll' und Seide wird gespart;
In den Stoff webt, ohn' Erbarmen,
Binsengras sie, kalt und hart;
Nicht rührt sie sein bleich Gesicht,
Und sein stiller Kummer nicht.

Mit dem Vater durch die Heide
Fuhr er einst im scharfen Ost;
Wie er friert im dünnen Kleide,
Wie er kämpfet mit dem Frost!
Bis das schwere Halfterband
Sinkt aus der erstarrten Hand.

Da erhebet seine Stimme
A nyu; und sein Zorn erwacht;
Er erkennt mit tiefem Grimme,
Was die Mutter hat gemacht.
Und in Zornesglut er schrie:
„Heute noch verkauf' ich sie!"

Aber Tschu Mun sang mit Weinen
Zum erzürnten Vater spricht:
„Denk der Brüderlein, der kleinen,
Lieber Vater, thu es nicht!
Schickst die Mutter du hinaus,
Wird verwaist das ganze Haus."

Jetzt muß ich allein noch leiden;
Aber geht die Mutter fort,
Frieren bald auch meine beiden
Armen kleinen Brüder dort!" — —
— — — — — — — — — — —

Lobt den Sohn darauf A nyu:
„Mun sang, bist mein Glückstern du!"

Nr. 3.

Seht doch, seht doch diesen Armen!
O wie hart ist er geschlagen!
Will denn keiner sich erbarmen,
Keiner seine Last ihm tragen?
Oder hat für schlimmes Thun
Ihn ereilt die Strafe nun?

Nein, es ist Tsen sem, der Meister,
Der mit Lust sich also bücket,
Er, der zweite der vier Geister,
Deren Nam' die Tempel schmücket.
Er ist's, der mit frohem Mut
So das Werk der Liebe thut.

All' sein Sinnen, all' sein Denken
Gilt der Mutter ja, der schwachen.
Keine Mühe kann ihn kränken,
Keine Pein ihn irre machen;
Denn es hat sein treues Herz
Raum nur für der Mutter Schmerz.

Führt ihn sein Beruf ins Weite
Und es nahet ihrer Kammer,
In des Lebens Lust und Leide,
Heit're Mühe, stiller Jammer;
Fallen frohe Gäste ein —
Kurz, was immer nur mag sein,

Das ins Aug ihr lockt die Thräne,
Macht, daß sie den Fernen misse:
Flugs ins eigne Fleisch die Zähne
Preßt sie ein mit scharfem Bisse.
Und es geht der Mutter Schmerz,
Alsobald dem Sohn durchs Herz!

Rückwärts kehrt er dann die Tritte
Aus der Ferne ohn' Verweilen,
Um mit furchtbeschwingtem Schritte
Zu der Mutter heimzueilen,
Liebend, sorgend, hilfsbereit,
Sei's in Freude, sei's in Leid.

Also that Tsen sem, der Meister,
Der sich hier so fröhlich bücket,
Er, der zweite der vier Geister,
Deren Nam' die Tempel schmücket.
Also that er frühe schon. — —
Heil dir, gleichst du ihm, o Sohn!

Nr. 4.

Nächtlich in der Witwe Haus
Brach der wilden Räuber Schar,
Trugen Hab und Gut hinaus,
Alles, was im Hause war.
Bebend schaut die Mutter zu;
Doch auf Hilfe sinnt Kongschu.

Ist sein „Edelsteinleib" klein,
Schwach der jugendliche Arm,
Schafft die Last dem Rücken Pein,
Ei, was schert ihn solcher Harm?
Kühn hebt er die Mutter auf,
Rennt davon im Dauerlauf.

Aber hinterher im Trab
Jagd die Horde mit Geschrei.
Schneidet er den Atem ab?
Nein, die Geister steh'n ihm bei.
Eh' der Stern des Morgens bleicht,
Hat Kongschu die Stadt erreicht.

Manchen Lenz dort sah'n sie nun,
Von dem Herdgeist treu bewacht,
Bis zum fernen Ort Kongschun
Wandern mußte einst zur Nacht,
Und auf's neue — nah am Ziel —
Räubern in die Hände fiel.

Kongschu bebt; denn nach dem Speer
Greift die Hand des Räubers schon.
Der blickt lachend auf ihn her:
„Seht den feigen Hundesohn!“
Doch Kongschu, der Edle spricht:
„Böser Mann, dich fürcht' ich nicht!“

„Doch daheim im kleinen Haus
Ließ die Mutter ich zurück.
Bleibt der Sohn, der einz'ge aus,
Stirbt ihr Hoffnung, Licht und Glück.
Kein Fung-Schui wird ihr zu teil
Und im Schattenreich kein Heil!“

So in heil'gem Sohnesschmerz
Spricht Kongschu, der Edle dort.
Und sein Wort trifft sie ins Herz:
Schweigend geh'n die Räuber fort;
Aber Kongschu ungekränkt
Heimwärts seine Schritte lenkt.

Nr. 5.

Trübe war klein Ts lu's Leben
Leer an Freude und an Heil;
Reichtum ward ihm nicht gegeben,
Armut war sein frühes Teil;
Doch in ihm war Kraft und Mut
Und ein Streben groß und gut.

In den Schriften aller Weisen
Forscht er darum, klug bedacht.
Rühmen hört man bald und preisen,
Seines Wissens tiefe Macht;
Jeder Prüfung hielt er stand,
Weithin ward sein Ruhm bekannt.

Mächtig, sein Geschick zu wenden,
Meister jeder Wissenschaft,
Zeigte unter seinen Händen
Auch der Pinsel Schwung und Kraft.
Hoher Aemter Glückes-Los —
Alles fiel ihm in den Schoß!

Aber sagt, was ward indessen
Aus den Eltern alt und arm?
Von dem reichen Sohn vergessen
Brach ihr Herz wohl längst vor Gram?
Sie so arm, so ungelehrt —
Er so reich, so hoch geehrt!

Nein, o nein! Wie weit auch immer
Aufwärts ihn sein Stern geführt,
Hat doch all der Glanz und Schimmer
Seinen Hochsinn nicht verwirrt,
Dient den Alten ohne Scheu
Oeffentlich in Kindestreu.

Daß kein Mangel sie mög' drücken,
Ferne jede Sorge sei,
Schleppt er selbst auf seinem Rücken,
Was den Eltern not, herbei.
Doppelt schmecken Reis und Fisch
Auf der alten Eltern Tisch.

Und der alten Augen Leuchten
Grüßt den Sohn vieltausendmal;
Stille Dankesthränen feuchten
Ihre Wangen, welk und fahl,
Und um jeden Segens Lohn
Fleh'n sie für den treuen Sohn.

3.

4.

B.M.

Nr. 6.

Am Hügel dort, im Hüttchen klein,
Da geht die Sorge aus und ein.
Es fehlt das Geld, des Lebens Preis,
Es fehlt Gemüse, Fisch und Reis,
Es darbt der arme Mann A so,
Es darbt sein altes Weib Tsin Ko,
Es darbt sein Sohn A Ki, und ach!
Es darbt die Mutter, alt und schwach.

Da spricht gebeugten Sinn's A so
Zu seinem alten Weibe so:
Soll meine alte Mutter hier
Verhungern und verkümmern mir,
Weil mit uns selbst und mit A Ki
Das karge Mahl muß teilen sie?
Nein, höre was der Meister spricht:
„Das Höchste ist die Kindespflicht."
Darum mein Herz beschlossen hat:
A Ki muß fort an ihrer statt.
Noch heute grab ich ihm sein Grab,
Und lebend sinke er hinab!
Solch' Opfer gern die Götter sehn.
Drum laß ans Werk uns mutig gehn!

— — — — — — — — — — —

Zum Hügel wandern sie hinaus.
Tsin Ko weint sich die Augen aus;
Der Vater aber wanket nicht,
Folgt klaglos seiner Kindespflicht.
Die blanke Axt er kräftig schwingt,
Doch horch! — Was schmettert da und klingt?
Es ist ein Topf, gefüllt mit Gold,
Das klingend ihm zu Füßen rollt.

Und auf dem Topf geschrieben stand:
„Vom Himmel hoch wird hier gesandt,
Tung Ki dem opferfreud'gen Sohn,
Dies gelbe Gold zum Ehrenlohn!"

— — — — — — — — — — —

Da wirft die Axt von sich A so;
Er nimmt sein „altes Weib" Tsin Ko,
Nimmt auch den Sohn und dann voll Glück
Geh'n zu der Mutter sie zurück.

Nr. 7.

Fünfzig Sommer reichlich zählt er;
Silberschein liegt auf den Haaren;
Dennoch kindisches Gebaren
Ganz aus freien Stücken wählt er.

Leben ihm ja noch die alten
Eltern, die ihm Liebe zollten,
Die so gern recht lange wollten
Einen jungen Sohn behalten.

Ungezählter Herbste Reigen
Sahen beide schon vergehen.
Sollten sie am Sohn nun sehen,
Daß ihr Tag sich wollte neigen?

Nein, die Lüge ist hier Tugend! —
Ewig jung sie zu erhalten,
Zeigt der Sohn den beiden Alten
Sich im Scheine ew'ger Jugend.

Bald mit heiterm Scherz und Lachen,
Bald mit kind'schem Mißgeschicke,
Sucht er der Betagten Blicke
Für die Wahrheit blind zu machen.

Und sie klatschen in die Hände,
Wenn der Sohn, der immer junge,
Bei dem künstlich täpp'schen Sprunge
Findet Ungeschicks kein Ende. — —

Ob auch oft ein loser Spötter
Loits einen Narren heiße,
So verehrt ihn doch der Weise,
Und es lieben ihn die Götter.

5.



6.



Nr. 8.

Hingegangen lange schon
Sind die Eltern beide,
Doch es lebt um sie der Sohn
Immer noch im Leide.

In der Ahnenhalle itzt,
Prächtig anzusehen,
Hat er sie, aus Holz geschnitzt,
Beieinander stehen.

Und der edle Sohn Ten lan
Nach des Meisters Lehren,
Sucht, so treu ein Kind es kann,
Täglich sie zu ehren.

Aber seinem Weib verhaßt
Sind die Alten drinnen,
Und dem Auge wird zur Last
Ihres Manns Beginnen.

Drum Loi Kyau, das böse Weib,
Ohne Herz und Fühlen,
Will in müß'gem Zeitvertreib
Gern ihr Mütchen kühlen.

Sticht die Alten, toll vor Wut,
Mit der Nadelspitze! — —
Weh, da rinnt hervor das Blut,
Rinnt aus jeder Ritze!

Tief bekümmert sieht's Ten lan,
Und erkennt mit Schmerzen,
Welch ein tückisch-böser Wahn
Wohnt dem Weib im Herzen.

Aus der Heimat, aus dem Haus
In gerechtem Grimme,
Stößt ins Elend er hinaus
Drum Loi Kyau, die Schlimme.

Ausgestoßen und verbannt
Von des Herdes Freuden,
Irrt sie bettelnd nun durchs Land,
Trägt der Armut Leiden.

Nr. 9.

War einst ein König, groß und gut,
Ein König, der mit Macht und Mut
Durch lange Jahre hat regiert,
Das Scepter klug und stark geführt,
Bis er — im grauen Haar und Bart —
Der Königsarbeit müde ward.

Ihm folgte auf dem Königsthron
Sein großes Kind, sein tapfrer Sohn.
Dem jauchzte zu das ganze Land,
Und seiner jungen Herrscherhand
Ist alles Volk nun unterthan
Und betet seine Größe an.

Doch er — umstrahlt von Glanz und Ruhm,
In seinem jungen Königtum —
Er, den im Lande jeder ehrt:
Was ist's, wonach sein Herz begehrt?
Das Glück ist's, und der Ruhm allein,
Den Eltern unterthan zu sein.

Schau, wie er sich erniedrigt hier!
Dem ärmsten Sklaven gleichend schier,
Trägt er in hoher Kindestreu
Der Mutter selbst das Mahl herbei,
Dient, eingedenk der Kindespflicht,
Der kranken Mutter, treu und schlicht.



7.

8.

Und wird sie plötzlich schwach und krank,
So mischt er selbst den Labetrank,
Verläßt nicht Zimmer mehr noch Haus,
Hält treu an ihrem Lager aus,
Und trinkt — wie bitter sie auch sei —
Mit ihr stets selbst die Arzenei.

Doch schneidet sie den Atem ab,
Und ruft der Bote sie hinab,
Mit dumpfem Ruf ins Schattenland:
Erhebt der König seine Hand
Und bringt der Opfer mancherlei,
Bringt Hühner, Fisch und Schwein herbei.

That er so lange sie im Licht,
In Kindestreue seine Pflicht,
Verdoppelt für die Toten nun
Er seine Mühe und sein Thun.
Nichts scheint zu viel ihm, nichts zu groß,
Zu bessern seiner Toten Los.

Darum ist Segen auch sein Teil,
Auf seinem Thun ruht Glück und Heil.
Ihm schadet nicht der Todeswind,
Der Eltern Geister um ihn sind;
Und was er wirket für ihr Glück,
Fällt alles auf ihn selbst zurück.

Nr. 10.

Die flinke Hirschkuh zu erlegen,
Zwei Jäger ziehen in den Wald.
Die Götter geben Glück und Segen:
Das zarte Wild erspäh'n sie bald.
Dahingestreckt im Waldesschoß
Ruht still es und bewegungslos.

Sieht es denn nicht die Feinde kommen? —
Schon klingt die Sehne hell wie Glas. — —
Sieh, nun hat es den Ton vernommen!
Es schreckt empor — — doch, was ist das?
Im Hirschkuhfelle, weiß gefleckt,
Hat sich ein bleicher Mann versteckt!

Die Jäger grimmig zu ihm schreiten:
„Du Hundesohn, was soll das sein?
Was soll dies Gaukelspiel bedeuten?
Gestehe, du verbranntes Schwein!
Was führtest Böses du im Schild?
Du wolltest fangen wohl das Wild?!"

„Ich bitt Euch, schonet meiner Jugend,"
A yam, der Jüngling, bebend spricht:
„Glaubt mir's, Ihr Gründer aller Tugend,
Ich folgte nur der Kindespflicht.
Nach Hirschkuhmilch stand mein Begehren,
Drum schlich ich so zum Wald mich her."

„Des Alters Schatten ist gesunken
Auf meiner Eltern Augenschein.
Die Milch der Hirschkuh, frisch getrunken,
Macht kranke Augen klar und rein.
Zu locken an das scheue Wild,
Hab mit dem Fell ich mich umhüllt."

Da lichten sich der Jäger Mienen
Und freudig preisen sie A yam.
Mit ihrem Bogen ihm zu dienen,
Geh'n sie mit ihm den Wald entlang.
Und eh' der Abend niedersinkt,
A yam die Milch den Alten bringt.

9.

10.



Nr. 11.

Vor dem Haus beim Glanz der Sterne
Steht Tung yun mit der Laterne;
Ruft hinaus in alle Winde: —
„Komm zurück zu deinem Kinde!“ —
Schon entfloh des Leibes Höhle
In des Vaters erste Seele.
Wehe, wenn die beiden andern
Auch aus ihrer Stätte wandern!
Wer wird dann des kleinen, armen,
Wer Tung yun's sich wohl erbarmen,
Wer ihm füllen seine Hände
Mit des gelben Goldes Spende?
Ihm, dem bettelarmen Erben,
Um dafür nun zu erwerben
Einen Sarg von schwarzer Farbe,
Und — daß Vaters Geist nicht darbe
Drüben in dem Schattenreiche —
Kleider, buntgefärbte, weiche,
Süße Früchte, Reis und Brot,
Fernzuhalten jede Not? — — —
Höher hält er die Laterne,
Daß die Seele in der Ferne,
Angezogen von dem Lichte,
Heimwärts ihren Flug doch richte.
Tung yun's Thränen stürzen nieder.
Wieder tönt sein Ruf und wieder,
Wird hinaus sein banges Klagen
Von den Winden fortgetragen. — —
Heimlich unterdessen stehlen
Sich davon die andern Seelen.
Tung yun findet nur die bleiche,
Starr geword'ne kalte Leiche. — —

Bittend jetzt an vielen Pforten
Klopft er; doch mit harten Worten
Jagt man weg den kleinen Armen.
Niemand will sich sein erbarmen.
Sieh, da winket wie ein Stern,
Ein Gedanke ihm von fern:
„Geb' ich selber mich zum Pfand,
Füllt man mir mit Gold die Hand!
Macht es glücklich, Vater, dich,
Gern als Sklave diene ich!“

Und so ist es denn geschehen:
Froh vom Grab sah man ihn gehen,
Starken Muts und ohne Grämen
Nun sein Joch auf sich zu nehmen.
Einsam ging er seiner Wege
Hin durch Buschwerk und Gehege.
Einsam lag der Fluß, der breite —
Aber plötzlich sich zur Seite
Sah er eine Jungfrau stehn,
Licht und lieblich, hehr und schön.
Und sie sprach: „Mich rührt das trübe
Los, das du erwählt aus Liebe.
Darum edler Tung yun höre,
Und den Wunsch mir nun gewähre:
Laß vor dir mich Gnade finden,
Als dein Weib mich dir verbinden
Heute noch, daß ohn' Verweilen
Ich dein Los nun dürfe teilen!“

Tung yun, folgend ihrer Bitte,
Führt sie heim in seine Hütte.
Und sie spricht: „Mein Tung yun höre,
Und auch diesen Wunsch gewähre:
Laß uns jetzt zusammen ringen,
Freiheit wieder dir zu bringen.
Nur zwei Monde laß uns weben;
Segen wird der Himmel geben!“

Webend sitzen sie am Stuhle.
Hin und wieder fliegt die Spule;
Wie von Geisterhand beweget,
Faden sich zu Faden leget.
Bald sieht man dreitausend Ballen
Aufgestapelt in der Hallen,
Glatt und bunt u. herrlich prangen. —
Just zwei Monde sind vergangen.

11.

12.



Wieder auf dem alten Wege
Geht Tung yun durchs Laubgehege.
Einsam glänzt der Fluß, der breite,
Doch sein Weib geht ihm zur Seite,
Hält die raschen Schritte an,
Spricht: „Mein Werk ist nun gethan:
Von dem Joch der Sklaverei
Seh ich dich erlöst und frei.
Gelbes Gold hast du in Menge;
Aus der Armut Not und Enge,
Zu des Reichtums Wonnen nun
Stiegest du empor, Tung yun.
Festgefügt dein Glücksturm steht,
Drum die Götterjungfrau geht.“ —
Segnend hob sie drauf die Hand,
Winkte sanft ihm und — verschwand.



Nr. 12.

Auf der Eltern Lager legt
Nächtlich sich A mang, der Knabe.
Was er wohl im Sinne trägt,
Daß er still liegt, wie im Grabe,
Und sich so bewegungslos
Ueberläßt den Moskitos?

Ach, ums dürft'ge Lager her
Ist kein Vorhang ja gezogen,
Wenn mit scharfem Spieß und Speer
Kommt das wilde Heer geflogen.
Preisgegeben ihrer Gier
Liegen dann die Eltern hier.

Drum aufs Lager leget sich
Nun A mang, der Edle, Gute,
Daß die wilde Horde sich
Sättige an seinem Blute,
Und die guten Eltern nun
Unbekümmert mögen ruhn.



Nr. 13.

An des reichen Mannes Tische
Ward A wu zu Gast geladen,
Labte reichlich sich am Fische,
An Gemüse, Obst und Braten,
Bis sein Reissack (Magen) voll und schwer,
Bot kein freies Räumlein mehr.

Aber jetzt mit scheuem Blicke
Fliegt sein Auge hin und wieder,
Fliegt am Tische auf und nieder;
Denn mit diebischem Geschicke,
Hat geschwind von Tisches Rand
Zwei Orangen er entwandt!

In der Aermel weiten Falten
Weiß er klug sie zu verstecken
Und den Raub wohl festzuhalten;
Keiner wird die That entdecken.
Harmlos lächelt er und spricht:
Ei, du falsches Diebsgesicht! —

Doch als nun der Abschied nahte,
Und mit dankender Geberde
Preisend hoch des Hausherrn Gnade



13.

14.

Er sich niederneigt zur Erde,
Rollen ihm — o Scham und Schreck!
Die gestohl'nen Früchte weg.

Spricht der Gastwirt: „Welche Tücke
So das Gastrecht zu verletzen!
Geh und kehr nicht mehr zurück!
Nimmermehr sollst du dich setzen
Hier an diesen Tisch, da du
Solche That gethan, A wu!"

Doch mit ehrlich freier Stirne
Nun erhebt A wu die Stimme:
„Laß, o Herr, von deinem Grimme!
„Nicht dem Sohn, dem armen, zürne;
„Denn die Frucht, die ich dir stahl,
„Ist der Mutter Lieblingsmahl!"

Als der Gastwirt dies vernommen,
Hebt empor er beide Hände,
Spricht: „Warum so karge Spende,
Guter Sohn, hast du genommen?"
Und die Diener ruft er her
Mit dem Korb von Früchten schwer.

„Nimm, so viel dir lieb zum Lohne,
Für den Mut, den du besessen,
Sollst sie zählen nicht noch messen;
Frei stehn sie dem edlen Sohne,
Dem, der Kindespflicht zu lieb,
Gern erniedrigt sich zum Dieb!"

Nr. 14.

Als Wong syong ein Weib sich nahm,
Weil die erste von dem Gatten
Hinging in das Reich der Schatten
Und nicht wieder zu ihm kam:

Fiel der zärtliche A pau,
Der noch kaum die Mutter kannte,
In die Hand der fremden Frau,
Deren Herz sich von ihm wandte.

Auch der Vater, hart und rauh,
Tritt des Kindes Herz mit Füßen;
Trifft Verdruß ihn, muß A pau,
Seine üble Laune büßen.

Statt der Worte, zart und lieb,
Erntet Püffe er in Masse,
Und sein kleiner Reissack blieb
Leer oft wie des Bettlers Kasse.

Aber freundlich allezeit
Bleiben doch des Knaben Mienen;
Und sein Herz ist stets bereit,
Seinen Eltern treu zu dienen.

Und die Hoffnung spricht: „Vielleicht
Wird ein Lohn noch meinem Streben,
Und ihr hartes Herz erweicht,
Daß es Liebe mir kann geben!"

Da sprach einst die Frau bei Tisch:
„Fische, Fische sind mein Leben!
Wer mir böte einen Fisch,
Alles wollte dem ich geben!"

Freudig nimmt Wong syong sogleich
Seiner Mutter Wort zu Ohren. —
Weiß er nicht, daß Strom und Teich
Bis zum Grunde eingefroren?

Ach, wohl ist es ihm bekannt,
Daß nicht fließen Quell noch Bronnen;
Doch er hat sich, kurzer Hand,
Einen klugen Plan ersonnen:

Auf des Eises Decke streckt
Er die warmen, jungen Glieder,
Bis von seiner Glut erweckt,
Strömt der Quell, der klare, wieder.

Und hinunter taucht er gleich,
Holt die Fische aus dem Grunde,
Bringt der Mutter, freudenreich,
Sie noch in derselben Stunde.

Da zerschmilzt der Eltern Herz,
Ihre Augen überfließen;
Und den Sohn in Lust und Schmerz
Beide in die Arme schließen.

Wie das starre Eis zerbricht,
Von der Sonne sanft bezwungen,
So durch still erfüllte Pflicht
Hat Wong syong den Sieg errungen.



Nr. 15.

Teurung war im Reich der Mitte,
Aufruhr rings und wildes Kriegen!
Die erzürnten Götter schwiegen,
Hörten nicht der Priester Bitte,
Nicht des Volkes Schrei'n um Brot,
Um Errettung aus der Not.

Auch Tschoi schuns bescheid'ne Hütte
Blieb verschont nicht von dem Jammer.
Ungebeten — in die Kammer
Trat die Not mit hartem Tritte,
Und verzagend klagt Tschoi schun:
„Wehe, was beginn' ich nun?"

Hungernd, klagend, zum Erbarmen
Lag die Mutter auf dem Lager:
Hohl die Wangen, blaß und hager
War das Angesicht der Armen.
Und Tschoi schun stürzt aus dem Haus,
Sucht den Wald wohl ein und aus.

Sieh, da glänzt vom Maulbeerbaume,
Hold und lockend ihm entgegen
Süßer Früchte reicher Segen!
Tschoi schun ist's als wie im Traume.
In die Töpfe blank und fein
Sammelt er die Früchte ein.

Plötzlich aus des Waldes Dunkel
Tritt der Räuber her, der schlimme,
Schrecken kündet seine Stimme,
Schrecken seines Blicks Gefunkel:
„Wozu sind die Töpfe hier?
Hundesohn, gesteh' es mir!

Und Tschoi schun mit blassen Wangen
Neigt sich dreimal: „Wollt vergeben!
Daß die Mutter möge leben,
Bin ich in den Wald gegangen;
Fand auch hier, was ich gesucht,
Fand des Maulbeerbaumes Frucht.

Freudevoll, die ich gefunden
Schnell vom grünen Zweig ich streifte;
That die süße, ausgereifte
Frucht hier in den Topf, den bunten,
Für die Mutter, — doch für mich
Nahm die sauren Beeren ich!"

Und des Räubers Herz erweichet,
Läßt ihm drei Maß Reis vermessen,
Daß die Mutter hab' zu essen;
Und dazu er ihm noch reichet
Einen Schlegel von der Kuh,
Spricht gar sanft: geh heim in Ruh!

Nr. 16.

Zum Sohne, dem jungen, das Mütterlein spricht:
„Mein kleiner A kyun, meiner Augen Licht!
Was ruft denn da draußen? Was klingt so bekannt? —
Das ist wohl der Bote vom Schattenland?
Er ruft meine Seele, er locket sie fort,
Wie ist mir so bang vor dem dunkelen Ort,
So bang vor dem Grabe am Hügelland mir!“ — — —
„Sei nicht bange, o Mutter, ich gehe mit Dir!“

„Doch lieg ich im Grabe am Hügelland nun,
Wer wird mich dann schützen, mein kleiner A kyun?
Wenn der tobende Sturmwind zum Fluge sich schürzt,
Und der Regen vernichtend herniederstürzt!
Wenn der Donnergroßvater, der Schreckliche, heult,
Wenn die Feuerschlange die Wolken zerteilt,
Und flammend und zischend sich schnellt herab!“ — —
„Sei nicht bange, o Mutter, ich schütze dein Grab!“

Bald trägt man im Sarg sie, im schwarzen, hinaus,
A kyun bleibt, der kleine, verwaist nun im Haus.
Doch so oft der Sturmwind zum Fluge sich schürzt,
Und der Regen vernichtend herniederstürzt,
Der Donnergroßvater, der Schreckliche heult,
Und die Feuerschlange die Wolken zerteilt,
Dann klingt durch die Erde sein Trostwort hinab:
„Sei nicht bange, o Mutter, ich schütze dein Grab!“

Nr. 17.

Auf dem Lager ruht sie still,
Schmal die Hände, blaß die Lippen,
Kaum vom Tranke will sie nippen,
Den der Gatte bieten will.
Und er weinet bitterlich:
„Mußt du geh'n, wer sorgt für mich?!“

Doch sein Söhnchen, Wong ts lyang,
Tröstet ihn mit sanftem Tone:
„Traue Vater, deinem Sohne!
Sei nicht mutlos, sei nicht bang!
Wie die Mutter es gethan,
Will ich sorgen nun fortan!“

Längst schon ging die Mutter fort;
Doch der Sohn mit treuer Seele
Sinnt, daß nichts dem Vater fehle;
Tapfer löst er ein sein Wort:
Hat bei Tage und bei Nacht
Auf den alten Vater acht.

15.

16.



Ist der Sommer heiß und schwül,
Greift zum Fächer er behende,
Schwingt so flink die kleinen Hände,
Macht des Vaters Lager kühl.
Und dem Sohn in froher Ruh
Schaut beglückt der Vater zu.

Doch wenn nun die Geißel schwingt,
Winter mit dem weißen Haare,
Und sein Frost, der strenge, klare
Scharf durch Thür und Mauer dringt:
Was ersinnt der Knabe dann,
Das dem Vater nützen kann?

Dann, sobald der Tag sich neigt,
Schlüpft er in des Vaters Decke,
Daß kein Frost den Alten schrecke,
Wenn er auf sein Lager steigt,
Und die Decke, weich und gut,
Wärme sein erstarrtes Blut.

Als der Mandarine hört
Von dem treubesorgten Knaben,
Schickt zum Lohn er reiche Gaben,
Dem, der so den Vater ehrt.
Darum merke wohl, mein Sohn:
Kindestreu bringt Ruhm und Lohn!

Nr. 18.

Murmelnd an verborgner Stelle,
Fern im Bambuswald,
Bricht ans Licht hervor die Quelle,
Glockenrein und kalt.
In des klaren Wassers Frische
Tummeln froh sich muntre Fische;
Niemand als der Sonnenschein
Fand noch je den Weg herein.

Aber heute voll Verlangen,
Kommt Kyong schi der Sohn,
Kommt zum stillen Quell gegangen
Früh am Morgen schon.
Sorge für die alten, lieben
Eltern hat ihn fortgetrieben:
Gar zu gern auf ihrem Tisch
Seh'n die Alten einen Fisch!

Doch Kyong schi ist nicht alleine;
Ihm zur Seite — schau! —
Mit dem Eimer wandert seine
Neuvermählte Frau.

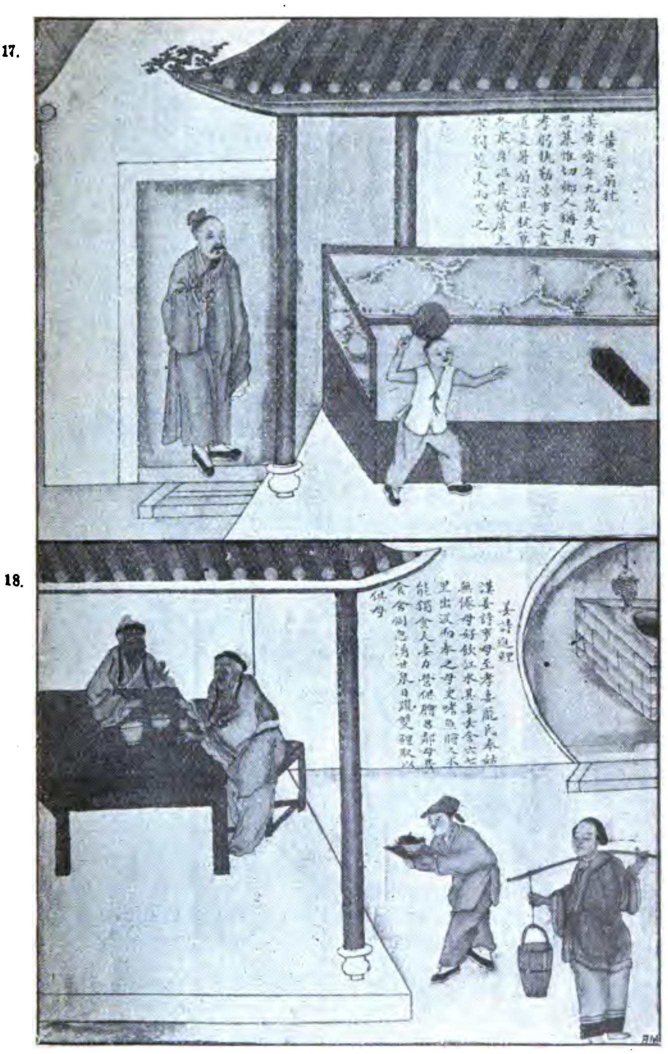
Gern läuft sie sich wund die Sohlen,
Frisches Wasser hier zu holen,
Hier im fernen Bambuswald,
Für die Schwieger, schwach und alt.

Nächtlich nun in treuem Sorgen
Zieh'n die beiden aus.
Wenn vom Berge steigt der Morgen,
Kehren sie nach Haus.
Fröhlich dann und ohne Klagen
Wird des Tages Last getragen.
Ist erfüllt die Kindespflicht,
Sorgen sie um andres nicht.

Aber einst — o hohes Wunder! —
Bricht am kleinen Haus
Eine Quelle, hell und munter,
Aus der Erde aus.
In des klaren Wassers Frische,
Tummeln froh sich fette Fische; — —
Lacht Kyong schi und spricht zur Frau:
„Künftig schlafen wir, A Tschau!"

17.

18.



Nr. 19.

Träumend steht Schutschhong im Thor
Auf dem Aug' der Thränen Flor. —
Ist ein fremder Mann gekommen,
Hat die Mutter fortgenommen,
Füllt des Vaters Hand dafür
Mit des gelben Goldes Zier.

Jahre kommen, lange schon
Aus dem kleinen Sohn Schutschhong
Ist ein großer Mann geworden,
Groß an Ehren, reich an Orden,
Längst zum Mandarinen schon
Machte ihn der Himmelssohn.

Freudig ehrt ihn klein und groß,
Rühmt und preist sein glücklich Los.
Aber ob im langen Wallen
Alles Glück ihm zugefallen:
Der verkauften Mutter doch
Denkt der Sohn in Treue noch.

Und er hat nicht Ruhe mehr.
Nieder legt er Amt und Ehr'
Und durchzieht das Reich der Mitte,
Sucht und forscht in Haus und Hütte,
Bittet, fragt und klagt und spricht:
„Saht ihr meine Mutter nicht?"

Wieder pocht er an ein Haus,
Und — fürwahr sie tritt heraus!
Doch ihm fehlt das Wort zu grüßen;
Weinend stürzt er ihr zu Füßen,
Weinend neigt das Mütterlein
Auf den Treuen sich herein.

Heimwärts an des Amurs Strand
Ziehen sie dann Hand in Hand,
Er im grauen Bart und Haare,
Sie im Altersschnee der Jahre;
Aber jung doch allebeid',
Jung vor Glück und Seligkeit!

Nr. 20.

„O Mutter mein, wie bist du bleich,
Wie geht dein Odem schwer und bang!
Gehst du hinab ins Schattenreich,
Was fang ich an?" so klagt Muntsang.

„Und geht mein Odem schwer und hart,
Und ist mein Antlitz fahl und bleich —
Vom Bambusstamm die Sprosse zart,
Sie böte Rettung mir sogleich!"

„Ach wehe, wehe, dir und mir!
Du mehrst, o Mutter, meine Qual!
Es liegt der Winter vor der Thür,
Der Bambusstamm steht nackt und kahl!"

„So ist denn alles, alles aus,
Winkt nirgends eine Rettung mehr?"
Verzweifelnd stürmt Muntsang hinaus
Und irrt am Flusse hin und her.

Voll Jammer auf den harten Grund
Am Bambusstamm er niedersinkt.
Der dürre Baum mit durst'gem Mund
Die Flut der warmen Thränen trinkt.

„Das ist der Frühling sicherlich,
Der solchen Regen auf mich gießt!"
So denkt der Bambusbaum bei sich;
Er dehnt sich froh und sproßt und sprießt!

19.



20.



An allen Enden bricht's hervor,
Die Knospen öffnen sich geschwind,
Und Spross' an Sprosse schießt empor
Und wiegt sich satt im Winterwind.

Von Freudenthränen, klar und rein,
Des Sohnes Antlitz strahlt verklärt.
„Sei gutes Muts, o Mutter mein,
Denn nun ist allem Leid gewehrt!"

„Hier bring ich deine Arzenei!"
So ruft Muntsang mit frohem Mund,
Bereitet sorglich dann den Brei.
Die Mutter ißt — und wird gesund!

Nr. 21.

Wo im Sonnenaugenstrahl
Weiß erglühet Berg und Thal,
Sieht A pyang, den Sohn zur Seiten,
Man durchs reife Reisfeld schreiten,
In des Angesichtes Schweiß
Erntend ihrer Mühe Preis.

Plötzlich aus der Felsen Thor
Stürzt ein Tiger sich hervor,
Faßt A pyang, den furchtbedeckten,
Und mit Sprüngen, langgestreckten,
Trägt den jammernden A pyang
Er zurück zum Felsenhang.

Aber sagt, wo blieb Wong hyong?
Lief der Heimat zu der Sohn?
Nein, o nein! Wong hyong der Junge,
Mit verzweifelt wildem Sprunge
Setzt dem Tiger nach und jagt
Ihm die Last, die teure ab!

Mit der tücht'gen Fäuste Kraft
Hielt den Tiger er in Haft,
Zaust sein Fell mit mut'gem Herzen;
Und der Tiger heult vor Schmerzen,
Reißt sich endlich blutend los,
Birgt sich bang im Felsenschoß.

Und A pyang zum Sohne spricht:
„Wer so thut die Kindespflicht,
Dem die Götter geben Gnade,
Streuen Glück auf seine Pfade,
Daß er selbst mit schwacher Kraft
Wunder wirkt und Großes schafft!"

Nr. 22.

Habt ihr ihn wohl auch gesehen,
Ihn, den stolzen Mandarinen,
Der, dem Mütterlein zu dienen,
Gern am Bache wollte stehen,
Ihr die Wäsche auszuschlagen,
Wasser ihr zum Herd zu tragen,
Und auf tausendfache Art
Sie zu pflegen treu und zart?

Seht ihr auch auf seinem Rücken
Tragen ihn die schwersten Lasten,
Kaum vergönnend sich, zu rasten,
Opferfroh in allen Stücken?
Seht ihr die beringten Hände
Täglich fegen Tisch und Wände,
Daß von solcher Arbeit fein
Sei verschont das Mütterlein?

21.

22.



Seht ihr's je ihn unterlassen,
Oder leichten Sinn's vergessen,
Rein zu machen nach dem Essen
Hand und Teller, Topf und Tassen?
(Just als hätte heut und morgen
Er für Höh'res nicht zu sorgen!)
Und der „Freudenkinder“ (Eßstäbchen) auch
Denkend stets nach gutem Brauch?

Ja, ihr habt ihn wohl gesehen,
Ihn den stolzen Mandarinen,
Der dem Mütterlein zu dienen,
Gern am Bache wollte stehen! — —
Einst war er ein armer Knabe,
Arm an Ehre, Gut und Habe;
Doch weil er ein treuer Sohn,
Ward ihm Gut und Ehr zum Lohn

C. Lechler.





Der chinesische Kaiser als Bauer.

Seit alters unterscheiden die Chinesen vier Hauptberufsarten: die der Litteraten- oder Bücherleser, der Bauern, Handwerker und Kaufleute. Der Handelsmann kommt also erst zuletzt, wahrscheinlich weil der chinesische Kaufmann in der Geriebenheit und Verschlagenheit alle andern Menschenkinder weit übertrifft. Der „dumme" Bauer dagegen erscheint gleich neben dem Litteraten, ja er genießt sogar die hohe Ehre, die ersten Anfänge seines „ausgezeichneten Berufs" bis auf einen Kaiser zurückverfolgen zu können. Derselbe soll in grauer Vorzeit von einem Drachen beschattet in die Welt „herausgekommen" sein und von 3227 bis 3087 v. Chr. in der heutigen Provinz Schantung regiert haben. Sein Menschenleib sei mit einem Ochsenkopf gekrönt gewesen. Vor seinem Erscheinen kannten die Menschen den Feldbau noch nicht, sondern fristeten ihr Leben mit wilden Beeren und Wurzeln; auch töteten sie wilde Tiere, deren Blut sie tranken und deren Fleisch sie aßen. Ihre Krallen, Zähne, Hörner und Gift aber benützten sie zur Verteidigung wie zum Angriff. Er lehrte sie nun „das Bebauen des Feldes und das Bearbeiten des Landes", die Anfertigung der hiezu nötigen Geräte aus Holz, und machte sie mit den fünf Getreidearten bekannt. Darum wurde ihm auch

von der Nachwelt der Name Schin Nung, d. h. „göttlicher Bauer“, beigelegt, und bis auf den heutigen Tag ist wohl in keinem Land der Erde der Ackerbau so hoch geachtet wie in China. Die größten chinesischen Geister, wie Konfucius und Mencius, schätzen ihn sehr, und in den „Tausendhausliedern“ wird er herrlich besungen. Auch Beamte, Könige und Kaiser ließen es sich immer wieder in ihren Proklamationen angelegen sein, auf die Wichtigkeit des Feldbaues hinzuweisen. So lautet z. B. das vierte der berühmten sechzehn kaiserlichen Sittengebote des großen Kaisers Kanghi (1662—1723 n. Chr.): „Haltet den Feldbau und die Seidenzucht hoch in Ehren, so habt ihr genug an Kleidung und Nahrung.“

Die größte Ehre aber widerfährt dem Feldbau in China dadurch, daß alljährlich am 23. Tag des dritten chinesischen Monats der „Himmelssohn“ auf seinem „Kaiserfeld“ den Pflug selbst führt unter großem Gepränge und vielen Ceremonien. Diese feierliche Handlung wird jedesmal vorher im chinesischen Staatsanzeiger in Peking angezeigt und dem regierenden Kaiser in Bittschriftform überreicht. Hier die Beschreibung einer solchen Feier: Der Kaiser begeht in eigener Person die Ceremonie des Landbaues. Am Tage zuvor tragen die Mandarine aus dem zweiten Palaste des Kaisers mit Hochachtung die Tafel aus dem Gerichtshofe der Minister in den Tempel, der den Erfindern und Beschützern des Ackerbaues gewidmet ist. Die Mandarine aus dem Ministerium der öffentlichen Einkünfte machen dann die Ackerbaugerätschaften samt den Kästchen mit Korn bereit, und stellen sie dem Gouverneur der Hauptstadt zu. Nachdem dieser sie in Seide eingehüllt und in Behältnisse gethan hat, läßt er sie auf das heilige Feld tragen und geht selbst mit dahin. Hier stellt man rote Tafeln auf, um die verschiedenen Stücke Land abzugrenzen, welche die Prinzen und die Großen umackern sollen, und neben dem kaiserlichen Pavillon werden die Ackerbaugerätschaften bereit gehalten.

Am Festtage selbst finden sich die Mandarine des kaiserlichen Hauses, der Ceremonienmeister und die übrigen Beamten seines Gerichtshofes um die fünfte Nachtwache (bei Anbruch des Tages) außerhalb des kaiserlichen Palastes ein, um hier das Ende des Opfers abzuwarten. Wenn das Opfer beendigt ist,



Chinesisches Bauerngut mit Reisgärten.

nehmen die zehn höchsten Offiziere der Leibwache den Sohn des Himmels in ihre Mitte und führen ihn in seinen Palast, damit er hier ausruhe und die Festkleider anziehe. Die Prinzen und die Großen, welche ackern sollen, ziehen ebenfalls ihre Festkleider an. Unterdes nimmt man aus den Behältnissen und den seidenen Hüllen den Pflug, die Peitsche und die Kästchen mit Korn heraus, die man für den Kaiser bereit gemacht hat, sowie auch diejenigen, die für die Prinzen und Großen bestimmt sind, und stellt sie neben das heilige Feld. Der Ceremonienmeister, die Mandarine des kaiserlichen Hauses und die übrigen dabei thätigen Beamten versammeln sich in der Mitte des kaiserlichen Feldes. Vier Greise von hohem Stande, vierzehn Sänger, sechsunddreißig Musiker, zwanzig Bauern mit Strohhüten, die in den Händen Spaten, Schaufeln, Hacken und Besen halten, stellen sich in zwei Reihen rechts und links vom heiligen Felde auf, sowie fünfzig Fahnenträger, vierunddreißig Greise aus Peking und dreißig Ackerbauern aus den drei Städten. Nachdem alle ihre Plätze eingenommen haben, warten sie ruhig und in aufrechter Stellung.

Wenn die Stunde des Pflügens gekommen ist, geht der erste Mandarin des Ackerbaues in den Palast, um den Himmelssohn einzuladen. Dann nimmt der Ceremonienmeister eine Fahne und schwenkt sie dreimal. Die drei Prinzen und die neun Großen, welche ackern sollen, begeben sich an die Orte, die ihnen angezeigt sind. Alle die, welche einen besonderen Dienst zu verrichten haben, gehen an ihren Posten; die übrigen stellen sich zu beiden Seiten des heiligen Feldes auf. Die zehn hohen Offiziere der Leibwache, die den Kaiser umgeben, führen diesen auf das heilige Feld, und Seine Majestät geht mit dem Gesicht gegen Süden gewandt. Wenn er an Ort und Stelle gekommen ist, so ruft der Präsident des Gerichtshofs der Riten mit lauter Stimme: „Bringet den Pflug!“ Sogleich präsentiert der Minister der öffentlichen Einkünfte, das Gesicht gegen Norden gekehrt und auf beiden Knien liegend, den Pflug dem Himmelssohn, der ihn mit der rechten Hand erfaßt. Der Präsident des Gerichtshofs der Riten ruft mit lauter Stimme: „Bringet die Peitsche!“ Sogleich präsentiert der Gouverneur von Peking, ebenfalls das Gesicht gegen Norden gekehrt und auf beiden Knien liegend, die

Peitsche, die der Himmelssohn in die linke Hand nimmt. Zwei Greise führen einen gelben Ochsen herbei, der mittelst eines prächtigen Geschirrs an den Pflug gespannt wird und von zwei Prinzen geführt wird. Bei der ersten Bewegung Seiner Majestät schwenken alle Fahnenträger ihre Banner und die Sänger stimmen Lieder beim Ton der Instrumente an; der Gouverneur von Peking bringt das Kästchen mit Korn und der Minister der öffentlichen Einkünfte folgt ihm. Das Stück Land, das der Kaiser pflügt, ist etwa 50 Fuß lang und 20 Fuß breit. Er pflügt 16 Furchen, d. h. achtmal auf und nieder. Dann wird ihm das Kästchen gereicht und er streut den Samen aus.

Wenn der Sohn des Himmels seine Arbeit beendet hat, sagt der Präsident des Gerichtshofes der Riten mit lauter Stimme: „Nehmet den Pflug!“ Sogleich kniet der Minister der öffentlichen Einkünfte nieder, um ihn in Empfang zu nehmen. Der Präsident sagt wiederum mit lauter Stimme: „Nehmet die Peitsche!“ Sogleich kniet der Gouverneur von Peking nieder, um sie in Empfang zu nehmen. Hierauf hüllt man Pflug und Peitsche wieder in Seide ein, sowie auch das Kästchen mit Korn. Jetzt hört die Musik auf, und der Präsident des Gerichtshofes der Riten ladet den Kaiser ein, sich in den kaiserlichen Pavillon zu begeben. Derselbe Präsident und der erste Mandarin des Ackerbaues führen Seine Majestät auf der mittleren Treppe hinauf. Der Kaiser setzt sich mit seinem Gesicht gegen Süden.

Alle Prinzen, Großen und Mandarine, die keine Funktion bei der weiteren Ceremonie haben, stellen sich zu beiden Seiten des Kaisers auf. Hierauf fangen die drei Prinzen an zu ackern und ziehen fünf Furchen, wobei jedesmal ein Greis den Ochsen führt, zwei Ackerbauern den Pflug mithalten, und zwei niedere Mandarine aus Peking hinter ihnen säen. Sobald sie fertig sind, stellen sie sich wieder an ihren Platz. Hierauf beginnen die neun höchsten Würdenträger des Reiches zu ackern und ziehen neun Furchen, wobei jedesmal ein Greis den Ochsen führt und niedere Mandarine hinter ihnen säen.

Sobald sie fertig sind, kehren sie wieder an ihren vorigen Platz zurück und bleiben daselbst aufrecht stehen. Die niederen Mandarine von Peking hüllen sodann die Ackerbaugerätschaften und die Kästchen in Seide ein und tragen sie fort.

Der Präsident des Gerichtshofes der Riten führt hierauf alle Mandarine von Peking, die Greise, die Ackerbauern, die nach ihrem Stande gekleidet sind, und von denen jeder ein landwirtschaftliches Instrument trägt, an die Westseite des kaiserlichen Pavillons. Alle zusammen, mit dem Gesicht gegen Norden, knien dreimal nieder und schlagen bei jedem Niederknien dreimal die Erde mit der Stirn, um dem Sohn des Himmels zu danken.

Nach dieser Ceremonie ackern die Greise und die Ackerbauern das kaiserliche Feld fertig. Hierauf meldet der Präsident des Gerichtshofes der Riten Seiner Majestät, daß alle Ceremonien des Ackerbaues vollendet sind. Der Kaiser geht auf der östlichen Treppe vom Pavillon herab, besteigt seinen Staatswagen und fährt in seinen Palast zurück, begleitet von Musik- und Sängerchören.

Der Ertrag aber des Feldes, das der Kaiser pflügt, wird dem „höchsten Gott“ Schangti auf den Altären des Himmels und der Erde geopfert.





Chinesische Litteratur.

Die Chinesen nennen sich mit Vorliebe „Das Volk der Litteratur". Thatsächlich besitzen sie auch eine sehr umfassende Litteratur schon seit vielen Jahrhunderten, die durch die gelehrten Herren „des Pinselwaldes" von Jahr zu Jahr noch ansehnlich vermehrt wird. Denn in China schreibt man ja nicht mit Feder, Bleistift oder gar dem Tintenstift, sondern die chinesischen Zeichen werden mit dem Pinsel gar zierlich hingemalt und zwar nach ganz bestimmten Regeln. Der chinesische Abc-Schütze sowohl als der schrecklich gelehrte Herr mit seiner massiven Hornbrille giebt aber auch den Buchstaben durch die Art, wie er sie hinmalt, erst die rechte Bedeutung, wie solches hier zu Lande gar nicht möglich ist. Bei uns spricht bei der Schrift nur der Sinn, der dem Wort — mag es mit lateinischen oder deutschen Buchstaben geschrieben sein — an und

für sich innewohnt. In China dagegen sucht man dem geschriebenen Wort durch die Zeichenmalerei eine ähnliche Bedeutung beizulegen, wie wir das beim Sprechen durch die Betonung thun.

Ich will das an einigen einfachen Beispielen zeigen:

Wenn der Chinese das Zeichen „klar, helle“ hinmalt, dann setzt er demselben links eine Sonne und rechts einen Mond daneben. „Glauben“, „Treue“ erhält links das Zeichen „Mensch“, rechts das von „Wort“; das soll dann heißen: „ein Mann ein Wort.“ „Sehen“: nach oben ein Auge und drunter ein Mensch. „Alt“: über einen Mund ein Kreuz (im Chinesischen das Zeichen für zehn); das bedeutet: was zehn Geschlechter überdauert hat, das ist alt. „Wohlergehen“: rechts einen Mund und dicht daneben links das Zeichen für Reis, also wenn der Mund des Chinesenmenschen Reis hat, dann geht's ihm gut. Für „schauen“ malt er über ein Auge eine Hand; das soll andeuten: zu genauem Sehen hält man die Hand über das Auge. Das Zeichen für „Himmel“ wird durch die zwei Zeichen, die „eins“ und „groß“ bedeuten, gebildet; das bedeutet: das Erstgrößte ist der Himmel. Das Zeichen für „opfern“ ist aus 3 Zeichen zusammengesetzt, von denen das eine die Hand, das zweite Fleisch und das dritte Geist bedeutet. Das soll heißen: die Hand des Opfernden bringt den Geistern Opferfleisch dar. So kann man sehr oft aus der Zeichenbildung und deren Zusammensetzung die Gedanken der alten Chinesen herauslesen. Das Zeichen für „Ehefrau“ ist links eine Frau und rechts ein Besen. Damit wird den Ehefrauen der Wink gegeben: sie mögen die Wohnung fein säuberlich in Ordnung halten. Das Zeichen für „Haus, Familie“ ist aus „Dach“ und „Schwein“ zusammengesetzt. Daraus ist zu ersehen, daß die Chinesen schon vor mehr als zweitausend Jahren Schweinezucht getrieben haben. Und auch heute noch ist vielfach das erste, was einem beim Betreten eines Chinesenhauses grunzend entgegentrottet, ein oder mehrere Schweinlein. Und so könnten wir fortfahren, bis wir an den 44000 chinesischen Zeichen herumgekommen wären, wie sie sich verzeichnet finden im berühmten Lexikon, das der große chinesische Kaiser Khanghi (1662—1723) zusammenstellte. Nur fürchte ich, das wäre ein allzuhartes Stück Arbeit. Darum wollen wir



Aufgang zu einer chinesischen Gelehrtenschule.

uns lieber gleich von der Zeichenmalerei zur chinesischen Litteratur selbst wenden.

Da sind vor allem die sog. „vier Bücher und fünf Klassiker“ zu erwähnen. Diese bestehen aus dem der Geschichte, dem der Lieder, dem der Zeremonien, dem Klassiker der Veränderungen, und den Annalen des kleinen Staates Lu. Die 5 Klassiker bestanden schon lange vor dem Meister Konfucius, der bekanntlich 500 v. Chr. lebte. Er hat sie nur revidiert und der Nachwelt übermittelt. Die „vier Bücher“ enthalten meist Lehren und Aussprüche von ihm selbst, die von seinen tüchtigsten Schülern gesammelt und in Buchform gebracht wurden, sowie die Lehren des 200 Jahre später aufgetretenen Weisen Mencius, des Lieblings der Chinesen wegen seiner großen Beredsamkeit. Diese neun kanonischen Bücher, über die von verschiedenen chinesischen Gelehrten ausführliche Kommentare geschrieben worden sind, bilden die Grundlage des gesamten chinesischen Wissens, denn sie glauben felsenfest, aller Weisheit höchste Fülle sei in ihnen vollkommen enthalten. Aus ihnen werden auch die Themata bei den höheren und niederen Staatsprüfungen entnommen, und jeder Chinese lernt sie in seiner Jugend von A bis Z wörtlich auswendig, ja verschlingt sie mit Haut und Haar, vielfach noch mit dem staatlich anerkannten Kommentar.

Hier z. B. solche Themata, die im Frühjahr 1892 in Peking bei dem Examen für die „beförderten Männer“ gestellt wurden. 1. Der Meister Konfucius sagte: „Der Edle ist würdevoll, aber deswegen nicht streitsüchtig, er ist gesellig, aber ohne Kastengeist.“

Der Meister sagte: „Der Edle schätzt einen andern nicht bloß wegen seiner Worte, andererseits mißachtet er einer Aeußerung wegen nicht den Mann, der sie macht.“

2. „Diese Regel (in betreff des Ahnenkultus) dehnte er (der Kaiser Wu) auf die Grafen, die Großwürdenträger, die Gelehrten und das gewöhnliche Volk aus.“

3. „Die neun Felder betragen 900 Morgen. Das mittlere Feld gilt als öffentlich, acht Familien bekommen je 100 Morgen Privatland und bebauen das mittlere Feld gemeinsam.“

4. „Der Weidenbaum schlägt (mit seinen Zweigen) die Banner; noch perlt der Tau.“

Letzteres muß in Versen gemacht werden, jede Zeile soll aus fünf Worten bestehen, und acht Reime müssen auf „Frühling" gebildet werden.

Ueber solche und andere Aussprüche und Sätze müssen also die Examinanden formvollendete Aufsätze schreiben und feingedrechselte Abhandlungen zum Besten geben. Auch muß jeder ein Dichter oder Dichterling sein, sonst fällt er unfehlbar durch, was übrigens in China sehr häufig vorkommt und gar keine Schande ist.

Nicht zu vergessen sind die ebenfalls zahlreichen historischen Schriften, welche die Geschichte Chinas behandeln und wovon vor allem die zwei großen Geschichtsschreiber S-ma-tschen (104 v. Chr.) mit seinen 130 Bänden und S-ma-kong, dessen Werke ins Französische übersetzt sind, zu erwähnen sind. Jede der 17 Dynastien Chinas hat nämlich ihre eigene Geschichte, die aber erst veröffentlicht wird, nachdem sie einer andern gewichen ist. Meist sind es Hofkabalen und die Schicksale der verschiedenen Kaiser, ihrer Eunuchen und Weiber, die verheerenden Kriege, die sie geführt, Empörungen, die sie unterdrückt haben 2c. Solcherlei wird oft haarklein erzählt und breit geschlagen. Aber von einer eigentlichen Geschichte des „blumigen Landes", von einer Entwicklungsgeschichte des „schwarzhaarigen Volkes" ist herzlich wenig die Rede.

Ferner giebt es philosophische Schriften in Menge, militärische Gesetzbücher, Strafkodexe der verschiedenen Dynastien, Memoiren berühmter Männer und Frauen des Altertums und der Neuzeit, medizinische Werke, Abhandlungen über Buddhismus und Taoismus, Gedichte, Dramen, Romane. Es ist also an aller nur erdenklichen Litteratur durchaus kein Mangel. Aber das meiste ist für den gemeinen Mann „zu tief", weil es in zu hohem Stil verfaßt ist. Nur den paar Millionen „Bücherlesern" und „blühenden Talenten", den „beförderten Männern", den „in die Wissenschaft Eingedrungenen", den „Akademikern des Pinselwaldes", die „nie Schuhe und Strümpfe ausgezogen" und sich ellenlanger Fingernägel erfreuen, sind diese Litteraturerzeugnisse zugänglich.

Auch giebt es ganze Stöße von Traktaten, Flugschriften, Sammlungen von Sprichwörtern, einfache kleine Geschichten und Histörlein, in denen die Leute vor Laster gewarnt und zum Gutes-

thun ermahnt werden, oder worin ihnen Anleitung zur Anbetung des einen oder andern Götzen gegeben wird. Dieses „kleine Geschwätz“ im Unterschied zur „großen Lehre“, ist meist in einem einfacheren Stil verfaßt und darum auch für viele Chinesen verständlich.

Außerdem wird von den Chinesen noch erstaunlich viel auf alle nur erdenklichen Gegenstände geschrieben: an Häuser, in die Zimmer, auf Teller und Tassen, an die Wand und auf Papierrollen, Fächer und Stangen, Kleider und Kappen, auf die Thürflügel des Brautsessels, auf Metallspiegel, Brötchen, Medizinen, Gräber, Götzentempel, Fahnen, Papierlaternen, Geldstücke und auf wer weiß was. Auf seinen Geldschrank schreibt z. B. der gewandte Kaufmann „zehntausend Verdienste bringen Reichtum zusammen“. „Aus einer Mark Kapital mögen Zehntausende als Gewinn kommen.“ Auf die Wage: „Wage sei geschäftigt! Wiege täglich Waren, die tausend Taels wert sind.“ „Die geehrten Herren mögen auf ihre Wertsachen acht geben.“ „Möge jung und alt sich der Gesundheit und des Friedens erfreuen.“ „Sitze mit ehrbaren Männern.“ „Möge Glück hier stets eine Stätte finden.“

Höchst interessant ist auch, was auf den chinesischen Aushängeschildern steht, die uns durch ihre Größe und Mannigfaltigkeit in Erstaunen setzen. Dieselben tragen nämlich nicht den Namen des Ladenbesitzers, sondern hochtrabende Sprüche moralischen Inhalts, wie z. B. „ewiger Quell der Eintracht“, „Aufrichtigkeit und Treue“, „Blumenquelle“, „zehntausend Gewinn dem Eintretenden“, „gegenseitiger Vorteil“, „unübertroffene Güte“.

Aufschriften über Apotheken: „die große Lebenshalle“, „Halle des ewigen Frühlings“, „Halle der Zufriedenheit und der Aprikosenwaldung“, „Halle des doppelten Gipfelhügels,“ „Der hilflose Greis und der unerfahrene Knabe werden hier nicht betrogen.“ Aufschriften über Speisehäuser: „Schlachtvieh aus den nördlichen und südlichen Provinzen aufs geschmackvollste zubereitet, frischgetrocknete Früchte aus allen Gegenden des Blumenlandes, Mahlzeiten auf die verschiedensten Manieren zubereitet, für Zeitvertreib und Amüsement ist reichlich gesorgt.“

Aufschriften über Metzgereien: „Wir erhalten und liefern die goldenen Schweine“ d. h. die ganz gerösteten Schweine,

die bei Götzenprozessionen, Gräberanbetung, Hochzeiten u. s. w. mit herumgetragen werden.

Ein christlicher Bücherleser, der viel Verständnis für „westliche Bücher“ hat, sagte mir einmal: „Der Unterschied zwischen westlichen und chinesischen Büchern sei folgender: Die Menschen der westlichen Reiche suchen dem Leser in ihren Büchern die Sachen möglichst einfach darzustellen und klar zu machen, während in den chinesischen Büchern alles recht tief und geheimnisvoll abgefaßt ist.“

Als eine Probe der chinesischen Profan-Litteratur, des sogenannten „kleinen Geschwätzes“, möge nachfolgendes Gespräch des Konfucius mit einem Kinde dienen.

Konfucius bestieg an einem schönen Sommertag samt seinen Schülern seinen Wagen, um einen Ausflug zu machen. Unterwegs kam er an einem Haufen spielender Kinder vorbei; nur eines derselben spielte nicht mit, sondern saß etwas abseits fein artig da, ganz nach den Regeln des Anstandes. Erstaunt darüber läßt Konfucius die Pferde etwas anhalten und fragt das Kind: „Wie kommt es, daß du nicht mitspielst, da doch die andern Kindern alle so munter spielen?

Das Kind: „Das Spielen hat keinen Wert, man zerreißt dabei die Kleider, worüber die Eltern nicht sehr erfreut sind, und wenn man viel spielt, so vergeudet man nur die Zeit und wird noch recht müde dabei; darum spiele ich nicht.“

Während das Kind also redete, nahm es nachdenklich zerbrochene Dachziegel und schickte sich an, dieselben zu einer Stadt zusammenzufügen. Konfucius rümpfte die Nase und sagte: „Warum weichst du meinem Wagen nicht aus?“

Das Kind: „Von altersher sind die Wagen den Städten ausgewichen, und nun soll auf einmal meine Stadt deinem Wagen ausweichen!“ Nicht wenig frappiert über diese Antwort geht Konfucius von seinem Wagen herab und entgegnet: „Wie! Du bist noch so jung an Jahren und schon so verschlagen!“

Das Kind: „Der Mensch trennt sich drei Jahre nach seiner Geburt von Vater und Mutter (d. h. wird entwöhnt), das Kaninchen geht schon nach drei Tagen auf den Feldern umher, desgleichen schwimmen auch die Fische nach drei Tagen schon allein im Teiche herum. Das ist natürliche Himmelsordnung und nimmermehr Verschlagenheit.“

Konfucius: „In welchem Dorfe wohnst du, welches ist dein Geschlechtsname, welches dein Rufname und was hast du für einen Ehrennamen?"

Das Kind: „Ich wohne in einem armseligen Dorf und dazu in einer geringen Gegend; mein Geschlechtsname ist Hong, mein Name Thok und einen Ehrennamen habe ich noch nicht."

Konfucius: „Ich möchte gerne mit dir verreisen, was meinst du dazu?"

Das Kind: „Ich habe zu Hause einen gestrengen Vater, dem ich gehorchen muß, eine barmherzige Mutter, die ich ernähren muß, einen älteren Bruder, dem ich willig dienen muß, einen jüngern Bruder, den ich lehren muß, einen überaus verständigen Lehrer, dem ich folgen muß; ich habe keine Zeit, mit dir zu verreisen."

Konfucius: „Ich habe auf meinem Wagen ein Schachspiel, wir wollen einmal mit einander spielen. Wie gefällt dir der Vorschlag?"

Das Kind: „Wenn der König dem Schachspiel ergeben ist, so vernachlässigt er die Regierungsgeschäfte. Ist der Fürst ein Spieler, so ist er der Regierung des Reiches hinderlich. Spielt der Bücherleser, dann legt er seine Bücher weg und kommt dadurch um sein Brot. Ist der niederste Menschenschlag von der Spielwut besessen, so bringt er durch List anderer Geld an sich. Finden Knechte und Mägde Gefallen am Spielen, so beschwören sie Schläge über sich herauf. Ist der Landmann Sklave des Schachspiels, so verpaßt er die richtige Saatzeit. Ich bin darum nicht willens, mit dir Schach zu spielen."

Konfucius: „Ich möchte gern im Verein mit dir allgemeine Gleichheit des Reiches in Bezug auf Land und Leute herstellen. Was ist deine Ansicht hierüber?"

Das Kind: „Allgemeine Gleichheit herzustellen im Reiche geht nicht an, weder bei Bergen noch Teichen, weder bei Königen noch Fürsten, auch nicht bei Knechten und Mägden. Denn ebnet man die hohen Berge, so haben die wilden Tiere keinen Platz mehr sich zu verstecken; füllt man aber die Teiche auf, wo sollen dann die Fische wohnen; entfernen wir Könige und Fürsten, so entsteht unter dem Volke die größte Unordnung, und giebt es keine Knechte und Mägde mehr, wer will dann den

Edeln und Großen noch dienen. Wer in aller Welt mag auch an so etwas denken und von einer allgemeinen Gleichheit sich träumen lassen!"

Konfucius: „Weißt du, welches Feuer unter dem Himmel keinen Rauch von sich giebt, welches Wasser keine Fische hat, welche Berge ohne Steine sind? Welche Bäume sind blätterlos, welche Mannspersonen haben keine Frauen, welche Frauenspersonen sind ohne Männer? Welche Kuh hat kein Junges, welches Pferd kein Füllen? Wen nennt man einen Edlen, welche Leute gelten für beschränkte Köpfe? Was ist nicht genügend, was zu viel? Welche Stadt ist ohne Markt, welche Leute haben keinen Ehrennamen?"

Das Kind: „Das Feuer des Leuchtwurms ist ohne Rauch, helles reines Wasser ohne Fische; Erdberge haben keine Steine; verdorrte Bäume keine Blätter; Halbgötter haben keine Frauen; ewige Jungfrauen keine Ehemänner; die Kuh, die ich forme, hat kein Junges; ein hölzernes Pferd hat kein Füllen; rechtschaffene Leute werden mit Recht Edle genannt; Strohköpfe sind beschränkt; die Wintertage sind nicht genügend lang, und die Sommertage ein wenig allzulang; die Königsstadt ist ohne Markt (d. h. die Residenz hat wohl ihren Markt, aber in der nächsten Umgebung des Königs nicht) und kleine Leute haben keinen Ehrennamen?"

Dann fuhr das Kind fort: „Nun habe ich dir auf alle Fragen geantwortet, jetzt möchte ich auch von dir Aufschluß über einiges erhalten, was mir nicht ganz klar ist; ich bitte dich, Nachsicht zu üben! Warum vermögen die Gans und die Ente zu schwimmen? Wie kommt es, daß die wilde Gans so arg schreien kann? Warum sind die Fichten und Tannen sogar im Winter so wundervoll grün?"

Konfucius: „Die Gans und die Ente vermögen zu schwimmen kraft ihrer Schwimmhäute zwischen den Zehen; die wilde Gans kann so fürchterlich schreien vermöge ihres langen Halses; die Fichten- und Tannenbäume sind auch in der Winterszeit so grün, weil ihr Inneres so überaus massiv ist."

Das Kind: „Nimmermehr verhält es sich also; denn kann etwa der Fisch und der pet (eine Art Schildkröte) wegen der Schwimmhäute ihrer Zehen so vortrefflich schwimmen? Und ver-

mag der Frosch etwa deshalb so gewaltig zu schreien, weil sein Hals so arg lang ist? Ist der hellgrüne Bambus etwa zur Winterszeit darum so grün, weil sein Inneres so massiv ist? Daraus ist ersichtlich, daß es sich nicht so verhält."

Das Kind: „Wie viele sind der Sterne des Himmels?" — Konfucius: „Soeben hast du von Erdendingen gesprochen, warum nun auf einmal bis an den Himmel hinauf fragen?" — Das Kind: „Gut! so sage mir einmal, wie viele Häuser mögen etwa auf dem ganzen Erdenrund sich befinden?" — Konfucius: „Soeben haben wir von ganz einfachen, klar vor Augen liegenden Sachen gesprochen, wie kommst du nun dazu, auf einmal vom Himmel und von der Erde zu fragen?" — Das Kind: „Nun gut, so sage mir doch einmal, aus wie viel Häutchen deine Augenlider und Augenbrauen bestehen?" — Konfucius lachte und wußte nichts darauf zu antworten, kehrte sich um und sagte zu seinen Schülern: „Meine Jünglinge! benützet treu die Tage der Jugendzeit, denn die Tage des Alters kommen denselben nicht gleich!" Dann setzte er sich wieder auf seinen Wagen, zog seine Straße weiter und sprach:

Verachte nicht das Kind noch jung an Jahren!
Es hat Erkenntnis und Verstand noch mehr als du vielleicht
Von Dingen, die wir täglich sehen und erfahren,
Versteht auch noch die alten Heiligen zugleich.



Eine chinesische Hochzeit.

Hochzeiten werden in China weit mehr gefeiert als bei uns, und zwar nicht bloß deshalb, weil es ja viel mehr Chinesen als Deutsche, Engländer und Franzosen zumal giebt, sondern weil im „Reich der Mitte“ in der Regel jeder junge Mann heiratet und jedes Mädchen verheiratet wird. Nur die Mönche und Nonnen der Buddhistenklöster machen eine Ausnahme, sonst aber kommt jedes Mädchen an den Mann und gar oft 2—3 an einen einzigen. Wunderliche Junggesellen und alte Jungfern gehören darum in China zu den größten Seltenheiten, und man könnte manches Dorf, ja manche Stadt mit Laternen nach einer „Einzeltante“ lange durchsuchen, bis man eine solche ausfindig machen würde.

Ein altes Sprichwort der Chinesen lautet: „Männliche Menschen heiraten, wenn sie 30 Jahre alt sind, weibliche Menschen werden mit 20 Jahren verheiratet.“ So scheint's in der guten alten Zeit in China gewesen zu sein, nur schade, daß die jetzt lebenden Chinesen davon abgekommen sind. Denn thatsächlich werden jahraus jahrein Tausende von Chinesenmädchen schon in den ersten Lebensjahren an den Meistbietenden „verkauft“, und mancher 6—10jährige Chinesenjunge trägt als Kindsmagd Tag für Tag sein 4—6jähriges „altes Weib“ auf dem Rücken herum. Sobald man nämlich im „himmlischen Reich“ einen Stammhalter hat, ist die nächste Sorge darauf gerichtet, eine Schwiegertochter zu bekommen, wie bei jenem Chinesen, dem morgens ein Sohn „hinzugefügt“ wurde, der aber trotzdem den ganzen Tag sorgenvoll herumlief und auf Befragen, warum er denn so gedankenvoll einhergehe, antwortete: „Ach, ich habe wohl einen Sohn, aber ich habe ihm noch keine Frau gefunden.“ Darum kann auch manche junge Chinesenfrau aus eigenster Erfahrung be=

zeugen: „Meine Schwiegermutter plagt mich seit den vier ersten Wochen meines Jammerlebens.“ Werden doch viele im zartesten Kindesalter als „kleine Schwiegertöchterlein verkauft“ und so lange die „unsterbliche Schwiegermutter“ lebt, vielfach von dieser geplagt, „denn unter hundert Fällen giebt es kaum einen, in welchem die Schwiegertochter von ihrer Schwiegermutter wirklich mütterlich behandelt wird.“ Also schreibt ein ergrauter Chinesenherr. Das hängt mit der „barbarischen Unsitte“ zusammen, daß man in China die Frauen kaufen und je nach der Ware und den Lebensjahren oft recht teuer bezahlen muß. Da aber weitaus die meisten Chinesen „zum Sterben arm“ sind und keine 400—600 Mark aufbringen können, ihren Leibeserben eine erwachsene Braut zu „kaufen“, so stellt man sich lieber recht bald „ein kleines Schwiegertöchterlein“ sicher, das man schon für 40—60 Mark kaufen und in verschiedenen Raten abzahlen kann. Auf diese Weise fängt man zwei Mücken mit einem Schlag, denn das „kleine Schwiegertöchterlein“ kann ja bald als Magd tüchtig mitarbeiten, und man hat somit Magd und Schwiegertochter in einer Person.

Hat man ein kleines Mädchen entdeckt, das passend erscheint, so wird eine „alte Tante“ oder ein „alter Onkel“ als „Kuppler“ erkoren. Einen solchen schickt man dann eines schönen Tages zu den Eltern des Mädchens, um ausfindig zu machen, ob sie der „hochwichtigen Angelegenheit“ nicht abgeneigt wären und welche Kaufsumme sie etwa verlangen. Ist die Sache in Fluß gekommen, so erbittet man sich zu allererst die „acht Schriftzeichen“, d. h. die Bezeichnungen von Jahr, Monat, Tag und Stunde der Geburt des „Edelstein-Mädchens“. Mit diesen und den „acht Schriftzeichen“ des „Goldknabens“ begiebt man sich alsbald zu einem „sehr berühmten Lebensausrechner“, damit derselbe herausfinde, ob die betreffenden „zwei Stück kleine Kinder“ an einem „glücklichen Tag“ eine glückliche Verbindung schließen können. Steht ein Hindernis bei den „Schriftzeichen“ im Wege, so beseitigt man dasselbe durch Namensänderung, um dadurch den überwiegenden und daher verderblichen Einfluß des einen oder andern Elements, von dem der Geburtstag beherrscht wird, aufzuheben und mit dem andern Element in Harmonie zu bringen.

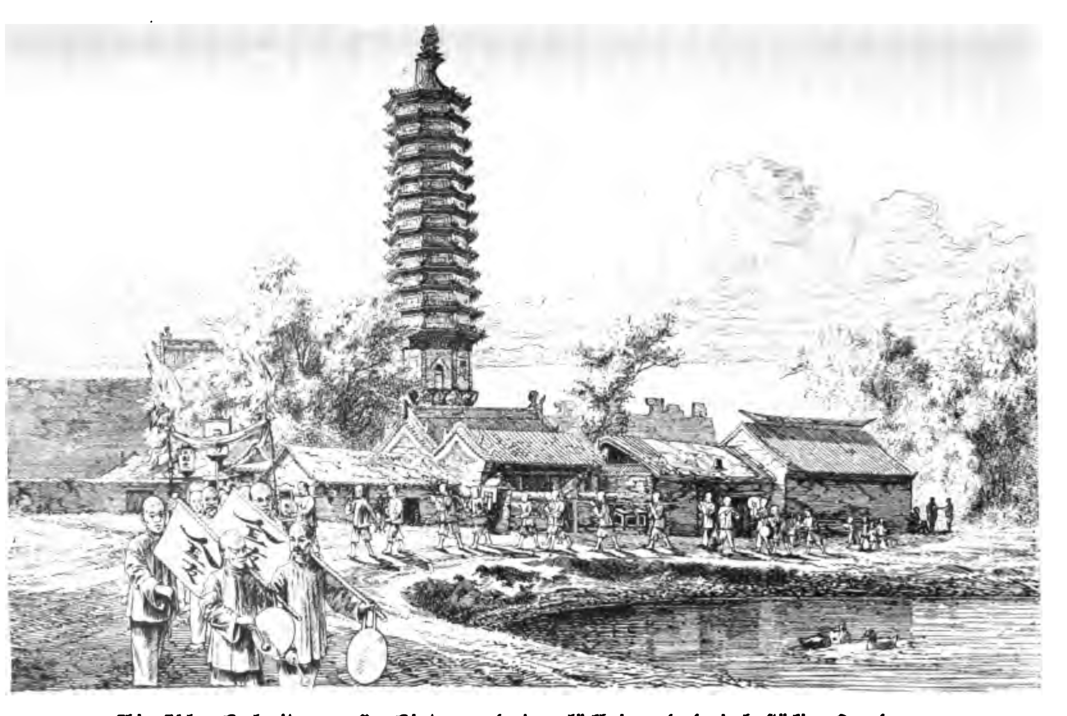
Klappt schließlich alles, so wird an einem „ausgewählten glücklichen Tag“ das kleine „Tausend Goldstück“ im nagelneuen roten Tuch und Rückenkissen auf den breiten Rücken einer „alten glücklichen Tante“ gesetzt und hier mit dem „roten langen Tuchband“ festgebunden. Dann wird sie in das Haus der Schwiegereltern getragen, und der „Goldknabe“ und das „Edelsteinmädchen“ werden zu einem Pärlein, ohne daß sie wissen, wie das eigentlich zugegangen ist. Ist aber die „neue Tante“, d. h. Braut, schon zu groß und schwer, um noch auf dem Rücken einer „alten Tante“ getragen zu werden, so wird sie an „einem glücklichen Tag“ im Tragsessel vom Elternhaus abgeholt, wie auf dem Bilde zu sehen ist, und wie man das in China, besonders im 10. bis 12. Monat, wo es weder „kalt noch heiß ist“, „nicht regnet noch friert“, fast täglich unentgeltlich sehen kann. Also in diesem Kasten sitzt die Braut, aber wohlgemerkt, nicht etwa die strahlende, überglückliche Braut, die von einer glänzenden Zukunft träumt, sondern gar kleinlaut und mit vielen Thränen hat sie daheim Abschied genommen, und sitzt nun da drin mit verweinten Augen und mit „kummervollem Herzen“. Hinter ihr drein wird der Kuppler in einem Tragsessel getragen, der den Schlüssel zu jenem verwahrt. Im Sturmschritt wird sie von den 4 oder 2 „Tragsesseldienern“ über Stock und Stein getragen, vielleicht 8—20 Stunden weit in eine unbekannte Zukunft hinein, die schwarz wie die „chinesische Tusche“ vor ihr liegt, hinein in ein fremdes Haus, zu einem unbekannten „Eheherrn“, den sie heute als an ihrem Hochzeitstag zum erstenmal zu sehen bekommt. Denn daß man sich vor der Hochzeit bereits so und so oft gesehen und gesprochen oder gar Briefe miteinander gewechselt hätte, das wäre gegen die „gute Sitte“ und kommt im heidnischen China nicht vor. Hat man im schwiegerelterlichen Hause den Tragsessel der Braut entdeckt, so werden Böllerschüsse losgelassen, Schwärmer abgebrannt, der Sessel wird abgestellt, und der Kuppler in seiner Amtswürde zieht den Schlüssel heraus und öffnet die beiden Thüren des Braut-Tragsessels. Alt und jung springt zusammen und harrt gespannt der Braut, die da heraus kommen soll. Eine „glückliche alte Tante“, die viele Söhne ihr eigen nennt, erscheint auf der Bildfläche, zerrt die Braut heraus, die des hochpeinlichen Augenblickes wegen die

Augen zur Erde niederschlägt, keine Muskel verzieht, den Mund nicht aufthut und in dem schönen Hochzeitsstaat mit den schweren silbernen Armspangen, im glänzenden silbernen und goldenen Haarschmuck, blumengeschmückt und auf den „Blumenschuhen“ sich höchst linkisch benimmt und sich gar nicht wie eine Braut gebärdet. Ihr „Eheherr“, den sie nicht einmal anzusehen wagt, empfängt sie ohne ein Wort, ruhig und kalt, im neuen blauen langen Rock mit der roten Schärpe, im Ehrenhut, und versetzt ihr zum Einstand mit dem Fächer drei sanfte Schläge als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit. Dann präsentieren sie sich in der Haushalle vor den verstorbenen Ahnen, erbitten deren Segnungen und trinken eine Schale Wein zusammen. Damit sind sie Mann und Weib geworden und auf diese Weise miteinander in die Ehe getreten.

Ob sie sich glücklich mit einander fühlen oder nicht, darnach wird nicht gefragt, und auch der junge Eheherr mit seinem „Haus“ schweigen sich darüber aus. Doch so viel können und wollen wir verraten, daß es trotz alle dem viele glückliche Ehen in China giebt. Die junge Frau ergiebt sich meist geduldig in ihre „Lebensbestimmung“ und nennt von Stund an das Haus ihres Mannes „mein Haus“, seine Familie „meine Familie“, während sie ihre elterliche Familie „meine auswärtige Familie“ heißt.

Es ist ein gewöhnlicher Hochzeitszug, den wir hier vor uns haben. Das sagt uns schon die geringe väterliche Aussteuer, die in jener kleinen Truhe dem Brautsessel vorausgetragen wird. Auch das Oellämpchen, der Theetopf, das Weinkrüglein, die „Blumenschuhe“ u. s. w., das auf jenem Ding, das wie ein umgedrehter Tisch aussieht, getragen wird, sieht nicht darnach aus, als komme die Braut aus dem Hause eines Millionärs. Denn diese sind im armen China noch dünner gesät als bei uns im „großen Tugendreich.“

Ab und zu bekommt man auch einmal einen großartigen Hochzeitszug zu schauen. Da sitzt dann die geschmückte Braut in dem „goldenen Kästchen“, behangen und überladen mit allem nur erdenklichen Gold- und Silberflitter. Ihre prachtvolle Aussteuer wird von hundert und mehr Leuten hinter ihr drein zur Schau getragen, während die Pfeifer und Trompeter im



Chinesischer Hochzeitszug. Im Hintergrund eine glückbringende dreizehnstöckige Pagode.

Gänsemarsch und in neuen Kleidern voranmarschieren, was sich ganz stattlich ausnimmt. Da springt jedermann eiligst herbei und bricht in Staunen und Verwunderung aus ob dieser „nie gesehenen Herrlichkeit und dieser noch niemals dagewesenen Pracht".

Die Liebe und Zuneigung ihres Mannes darf sich eine junge Chinesenfrau nicht auf friedliche Weise zu gewinnen suchen. Hat ihr Mann sie wirklich lieb, so muß sie das möglichst verheimlichen. Ich kannte einen jungen Mann, den seine Mutter mehrmals auszankte, weil er mit seiner Frau auf gutem Fuße stand. Fürchtet die junge Frau, das Liebesband zwischen ihr und ihrem Manne könnte zerreißen, so verbrennt sie ihre Schurzbänder uud giebt ihm die Asche zu trinken, wodurch das Band der Liebe unzerreißbar werden soll. So lange sie ihrem Mann keine Söhne geboren, sieht sie wenig gute Tage; stirbt sie gar kinderlos, so zieht niemand ein Trauerkleid an; erst wenn sie Söhne hat, wird ihr Los ein erträgliches. Ihr Platz ist indessen auch dann noch nicht an der Seite ihres Mannes, sondern stets zu den Füßen der Schwiegermutter, mit der sie ja samt den andern älteren oder jüngeren Schwiegertöchtern in einem Hause zusammen lebt. Manche sind aber schlau und verstehen es, die ganze Familie zu regieren, obwohl sie jedermanns gehorsamste Dienerin zu sein scheinen. Wenn sie in heftigen Zorn geraten, fangen sie an zu schreien, schimpfen, wälzen sich auf dem Boden, bekommen Krämpfe, schließen sich tagelang in ihr Zimmer ein, so daß alles, um nur das Aergste zu verhüten, schließlich nachgiebt. Mir ist eine bekannt, die schon 10 Tage nach ihrer Verheiratung Miene machte, sich zu vergiften, womit viele gleich bei der Hand sind; denn sie wissen nur zu gut, daß sich dann ihre Eltern und Verwandte dreinlegen und ihre Schwiegereltern in Not und Elend bringen. Sie stellen sich im Geiste lebhaft vor, welch einen Schrecken ihr Tod verursacht, sie malen sich in ihrer Phantasie das Entsetzen aus, das die Herzen aller erfüllen wird, wenn sie in ihr Zimmer treten und sie tot hingestreckt finden, wie ihr Geist sie noch nachträglich quälen wird, und all das weitere Unheil, das sie dadurch über ihre Schwiegereltern heraufbeschwören.

Stirbt der Mann, so wird in den meisten Fällen die Witwe wiederum verkauft und zwar von dessen nächsten An-

verwandten. Dann ist sie aber nur noch ein „halbwegs Weib“, d. h. die erste Hälfte des Weges in das Haus ihres zukünftigen Herrn und Gebieters muß sie zu Fuß gehen und nur die zweite Hälfte des Weges wird sie im Tragsessel getragen. Im Jahre 1890 erlebte ich es, daß eine 70jährige Matrone zum dritten und letzten mal für 20 Mark „verkauft“ wurde. Hinter ihr drein wurde ihr Sarg getragen, den ihr Zukünftiger für 40 Mark erstanden hatte.

Da ist noch viel heidnischer Sauerteig auszufegen und es hat noch vieles zu geschehen, bis auch in diesem Punkt in China das Alte vergangen und alles neu geworden ist. Ein verheißungsvoller Anfang ist aber doch schon gemacht, und manches christliche Chinesen-Mädchen ist als wirklich glückliche Braut in einem solchen Braut-Tragsessel gesessen und hat darauf schreiben lassen: „Eine Jüngerin Jesu sitzt drin“, wie jene Braut aus der Basler Christengemeinde in Nyenhangli in der Provinz Kanton. Auf die Thüre des Brautsessels wird nämlich geschrieben, wessen Tochter und Nachkomme die Braut ist, wobei ein möglichst berühmter Name genannt wird. Unsere Braut nun zählte unter ihren Ahnen den obersten Kriminalrichter der Provinz Schantung. Ihre heidnischen Verwandten wollten daher, daß die Inschrift laute: „In diesem Sessel sitzt die Tochter des Provinzialkriminalrichters“. Ihr christlicher Onkel aber sagte: „Nein, wir schreiben: Eine Jüngerin Jesu sitzt darin“. Die heidnischen Onkel waren aber damit nicht einig und spotteten: „Euer Jesus ist doch keine Größe für uns Chinesenmenschen.“ Die Braut aber hielt es mit ihren christlichen Eltern und ihrem christlichen Onkel und trat als „Christusjüngerin“ in den Ehestand. Und bei mancher christlichen oder heidnischen Hochzeitsfeier in China wurde schon von diesem oder jenem „Christusjünger“ ein freimütiges Bekenntnis des christlichen Glaubens abgelegt, worüber wir im nächsten Kapitel das Nähere hören werden.



Predigt eines chinesischen Christen bei einer Hochzeit.

Es war am 15. Januar 1895, daß ich auf der Außenstation Sungtheu ein junges Ehepaar zu trauen hatte. Bei solchen Hochzeitsfesten stellen sich auch immer die noch heidnischen Anverwandten des christlichen Paares zahlreich ein zum festlichen Mahle. Da giebt es dann oft eine schöne Gelegenheit zur Predigt vor Heiden, die bei solchen Anlässen meist in Gesprächsform stattfindet. Auch bei der eben erwähnten Hochzeit gelang es einem wackern Mann aus unsrer Gemeinde, ein gutes Wort zur rechten Zeit anzubringen. Ein heidnischer Gast erzählte nämlich, daß in seiner Heimat vor einigen Tagen zwei Männer erschlagen worden seien wegen eines glückbringenden Begräbnisplatzes. Der eine der Erschlagenen rief vor acht Wochen den Wahrsager, für seinen verstorbenen Vater einen guten Begräbnisplatz auszusuchen. Derselbe fand denn auch eine nach allen Regeln des Aberglaubens überaus gute Stelle und erklärte dem Manne: Wenn du hier „den Goldtopf und die Goldknochen" deines Vaters beisetzest, wirst du innerhalb zehn Jahren ein reicher Mann sein; deine Söhne erhalten Mandarinsrang und deine Nachkommen im vierten und fünften Glied werden sogar im Palast des Himmelssohnes lustwandeln. Eine Anzahl seiner Stammesgenossen wollte dieses Glück an sich reißen, es gab Wortwechsel, und da keiner nachgab, endigte die Geschichte mit Mord und Totschlag. Die Frau des einen der Getöteten habe dem Wahrsager aufgelauert und demselben übel mitgespielt.

Nachdem das Gelächter der Heiden verstummt war, erklärte unser Christ: „Wir Chinesen sind dümmer als unsere Kühe!" Konfucius sagt: „Der Reichtum kommt vom Himmel";

wir aber wähnen, er komme von der glücklichen Lage der Gräber her. Es ist gar nicht auszureden, wie arm und elend wir durch den Glauben an die „Wind- und Wasserlehre“ geworden sind. Wie unendlich viel Geld wird jährlich in unsern Gerichtshöfen der Geomantie wegen verprozessiert, und das Resultat ist, daß man dabei so arm wird, daß man nicht einmal eine Maus nur auch eine Nacht lang verhalten könnte. In unsern besten Reisfeldern legen wir nach Angabe des Wahrsagers die aus-



Chinesisches Grab.

gedehntesten Gräber an und verwandeln sie dadurch auf ewig in nutzlosen Rasen, während doch überall Berge genug für Grabstätten vorhanden wären. Sehet euch doch einmal so einen Wahrsager genau an! Sagt nicht unser Sprichwort, daß sie auf halbem Wege umkommen? Die meisten haben keine Nachkommen, sondern sterben ganz aus — das Allerärgste für uns Chinesen. Wenn an ihrer Kunst etwas Wahres wäre, würden sie doch in erster Linie glückbringende Gräber für ihre eigenen Ahnen ausfindig machen, um dadurch so reich zu werden, daß sie das ganze Haus gefüllt hätten mit gelbem Gold bis an den

Giebelbalken. Aber sind sie nicht alle so arm, daß sie außer ihren versilberten Rockknöpfen kein Quentchen Edelmetall besitzen? Ich sage euch: Würdet ihr Gott anbeten, dann wäret ihr nicht mehr so dumm und gewiß auch nicht so arm. Sehet einmal uns Christen an! Sind wir etwa durch das Gottanbeten ärmer geworden? Wir glauben alle nicht mehr an die Wahrsagerei, begraben unsere Toten in unserer „Schattenstadt" einfach der Reihe nach, und was ist das Resultat? Unser Gott segnet uns dafür, so daß wir immer genug zu essen und uns zu wärmen haben. Wir richten unser ganzes Leben ein nach den Geboten Gottes; darum geht es uns nach dem Worte: Wer den Befehlen des Himmels folgt, über den schüttet er hunderterlei Glück aus; wer ihnen aber zuwider handelt, auf den sendet er hundert Arten Unglücks hernieder!"

Ein Heide fiel ihm ins Wort und sagte: „Ich glaube auch, daß wir von den Wahrsagern bloß betrogen werden; dagegen zweifle ich nicht an der Macht der Götzen. Da spielt z. B. vor einigen Tagen ein vierjähriges Büblein in einem Götzentempel und reißt dem Götzen den Bart aus, und was geschieht? Das Kind wird kurz darauf krank und stirbt!"

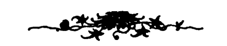
Der Christ entgegnete: „Wenn dich dein kleiner Enkel am Bart zupft und dir einige Haare herauszieht, schlägst du ihn dann deswegen gleich tot? Im Gegenteil, du freust dich und denkst, er ist eben noch ein Kind, das es nicht besser versteht. Aber so sind eben einmal unsere Götzen, die haben nur Freude an Mord und Tod. Sagt doch unser Sprichwort: Durch das Weihrauchanzünden werden nur die Teufel heraufbeschworen. Und so ist es in der That: je mehr ihr ihnen Weihrauch anzündet, um so mehr steht ihr in ihrer Gewalt, die sie nur dazu benützen, euch zu Grunde zu richten."

Ein anderer Heide sagte darauf: „Das ist eben doch merkwürdig, wenn wir etwas beginnen, ohne zuvor einen glücklichen Tag auszuwählen und die Götzen um ihren Segen zu flehen, dann haben wir immer Unglück. Die Christen aber thun das nicht, und doch gelingt ihnen alles!"

Der Christ erwiderte: „Das Sprichwort sagt: Ein guter Geist beherrscht tausend böse Geister; das ist gewiß wahr. Wir beten den allmächtigen Gott an (allmächtig heißt im Chinesischen

10 000 Kräfte, 10 000 Mächte); er behütet und segnet uns, so daß uns alle bösen Geister nichts anhaben können. Jeden Morgen übergeben wir unser Vermögen und uns selbst seinem Schutze; da können uns alle Teufel nicht schaden. Ihr dagegen bittet Gott nicht um seinen Schutz, darum seid ihr der Zerstörungswut aller bösen Geister bei Tag und bei Nacht preisgegeben. Ist das nicht schrecklich? Daß nur der Himmels-Großvater behüten kann, davon legen wir Chinesen täglich selbst ganz unbewußt Zeugnis ab. Wenn es z. B. lange nicht regnet, so blickt ihr alle sehnsüchtig zum Himmel empor und seufzt: „Himmels-Großvater, sende uns doch Regen"! Jedermann bekennt damit, daß das die Götzen nicht vermögen, sondern daß nur der Himmel uns Regen und fruchtbare Zeiten schenken kann. Ihr habt ja viele Verwandte, die im fremden Reiche Geld verdienen möchten. Wenn die einen Brief nach Hause schicken, wie beginnen sie denselben? Heißt es nicht jedesmal: „durch die Gnade des Himmels geht es mir gut!" Noch nie hat einer geschrieben, „durch die Gnade dieses oder jenes Götzen befinde ich mich wohl". Konfucius sagt: „Erwähle das Gute und befolge es". Darum ermahne ich euch: kommt einmal selbst in unsere schöne neue Kirche, um euch zu überzeugen, daß das Gottanbeten das allein Richtige ist. Ich bin ja selbst ein dummer Mann, der noch nie eine Buchdecke berührt hat; aber mein Missionar, der hat den ganzen Bauch voll Lehre und wird euch mit Freuden alles erklären und beantworten!"

Ich redete den anwesenden Heiden dann auch noch ins Gewissen und zeigte ihnen die große Sünde und Verantwortung, die sie auf sich laden, wenn sie bei der Verehrung der falschen Götter verharren. Unser Herr und Meister schenke uns und den Christen jederzeit ein freudiges Aufthun des Mundes und bekräftige das Wort durch seinen Geist an den Herzen!



Chinesische Moralprediger.

Ein chinesisches Sprichwort lautet: „der gemeine Mensch gebraucht Hände und Füße (sich zu wehren), der Edle dagegen seine Backenknochen.“ Diese gebrauchen denn auch seit einigen Jahren manche vornehme Chinesen gegen das Christentum; denn totschlagen darf man die Missionare und Christen nicht mehr so ungestraft wie früher, und sie zum Lande hinaustransportieren zu lassen, geht auch nicht mehr an, sintemal sie mit regelrechten Pässen versehen sind, auf die sogar der große chinesische Stempel gedruckt ist. Gar zu gerne würde man aber immer noch „mit Händen und Füßen“ gegen sie vorgehen, was ja auch da und dort noch vorkommt, aber das ist eben doch zu gewagt; darum gebraucht man die „Backenknochen“ d. h. man kämpft mit geistigen Waffen gegen sie. Und so finden wir denn in manchen chinesischen Städten und Märkten Moralprediger, die auf Anordnung der Beamten und anderer vornehmer Herren Gegenpredigten wider die christliche Lehre halten sollen. Aber ihre Anziehungskraft und Ausdauer ist meist nur von kurzer Dauer, und gar bald predigen sie nur noch den leeren Bänken.

So trat im Jahr 1888 auf der Basler Außenstation Tschhyang kai (Azurner Bach) bei Futschukpai ein solcher Moralprediger gegen uns auf. Das war ein gar gelehrter Herr, der unsere Schriften studiert hatte und nun monatlich zweimal (am Neumond und Vollmond) gegen uns predigen sollte. Für jede Predigt bekam er als leidenschaftlicher Opiumraucher Geld zu Opium, ferner zu einem Mittagessen, sowie für den Tragsessel, worin er sich hertragen ließ. Auf seinem Katheder sitzend pries er die Nützlichkeit und Hohheit der konfucianischen Lehre und suchte die „Jesuslehre“ so viel als möglich lächerlich zu machen.

So sagte er u. a.: „Christus sei aus guten Gründen von der Regierung gekreuzigt, aber damals von seinen Anhängern nicht einmal beweint worden; jetzt gingen die Getauften jeden Sonntag in die Kirche, um ihm ihr Beileid zu bezeugen.“ Weiter sagte er: „Einmal hätten 5000 Leute Reis, aber keine Zukost gehabt, da teilte Christus 20 Fische unter sie und es reichte! — Was für Fabeln sind das! Wer kann so Uebermenschliches thun! Von solchen Fabeln handelt der Klassiker der Getauften! Wer mag auch solches dumme Zeug glauben!“

Solcherlei tischen diese Moralprediger ihren Zuhörern auf, nur um sich nicht gar zu schnell auszupredigen. Denn im Grund haben sie ja nur die fünf chinesischen „Menschenpflichten“ als Gegenstand ihrer Predigten, und daß sich davon die Zuhörer nicht allzu oft fesseln lassen, das fühlen diese Prediger gar wohl. Darum verfallen sie vielfach in allerlei Religionsmengerei, erzählen etwa Buddhas Lehren von den zehn verschiedenen Höllen und Höllenstrafen, von Seelenwanderungen und heidnischen Märchen, Geschichten aus der chinesischen Romanlitteratur, Sachen, die sie selbst nicht glauben, aber doch vortragen, nur um neue Zuhörer anzulocken und die bereits vorhandenen zu amüsieren.

Weil aber jede Predigt auch einen Text haben sollte, lesen sie meist als solchen die 16 kaiserlichen Sittengebote vor, die also lauten:

1. Achtet die kindliche Ehrfurcht, und kommet der kindlichen Pflicht nach.

2. Ehret die Verwandten und pfleget die Freundschaft.

3. Seid friedsam gegen eure Nachbarn und lasset Zwietracht fahren.

4. Seid fleißig auf dem Feld und pfleget die Seidenwürmer, so habt ihr zu leben.

5. Seid sparsam, verschwendet nicht Hab und Gut.

6. Ehret die Schulen und laßt die Lernenden ordentlich wandeln.

7. Bekämpfet die Ketzerei und verlasset nicht die wahre Religion.

8. Erkläret die Staatsgesetze und warnet die Bösewichte.

9. Prediget Nachgiebigkeit und laßt humane Sitten herrschen.

10. Jeder bleibe bei seinem „Leisten“ und sei nicht wankelmütig.

11. Erziehet die Jugend, daß sie nicht Böses thue.

12. Nehmet keine staatsgefährlichen Menschen auf, so bleibt ihr unbehelligt.

13. Enthaltet euch der falschen Anklage und schonet den Gerechten.

14. Entrichtet die Grundsteuer, so belangt euch der Staat nicht.

15. Schutz und Trutz gegen Diebe und Räuber.

16. Laßt ab von Feindschaft und schonet immer des andern Leben.

Diese 16 „kaiserlichen Sittengebote“ sind vom Kaiser Khanghi (1662—1723), dem bedeutendsten Monarchen der seit 250 Jahren über China regierenden „überaus reinen (Mandschuren-) Dynastie“ verfaßt. Dieser Herrscher hatte viel Erkenntnis von der Wahrheit und war ein Freund der christlichen Religion, was er auch öffentlich kund that durch drei Aussprüche, die die Katholiken Chinas zum Aufhängen in ihren Kirchen und Kapellen von ihm erhielten. Dieselben lauten:

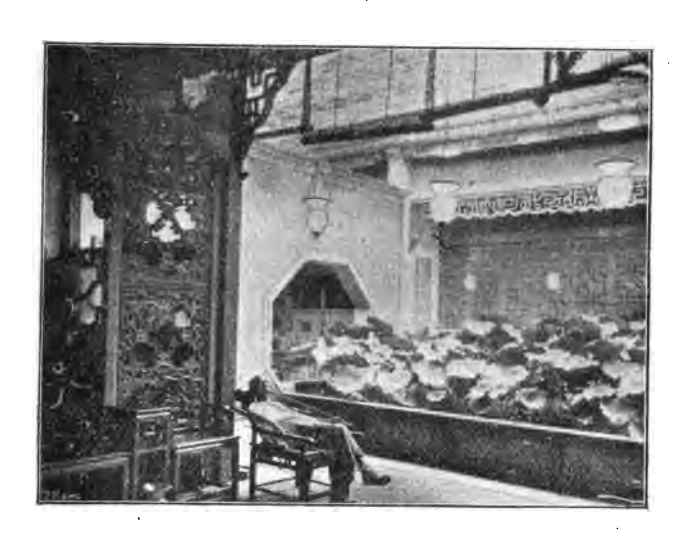
1) Alles hat seinen Ursprung (in Gott).

2) Er hat keinen Anfang noch Ende, und ist doch der Erste und Herr über alles Sichtbare und Hörbare.

3) Er läßt Liebe und Gerechtigkeit predigen und das sichere Heil liegt in seiner Hand.

Und in dem größten chinesischen Wörterbuch, das er anfertigen ließ, steht der Name Jesus als der „eines Lebensretters des Westlandes.“





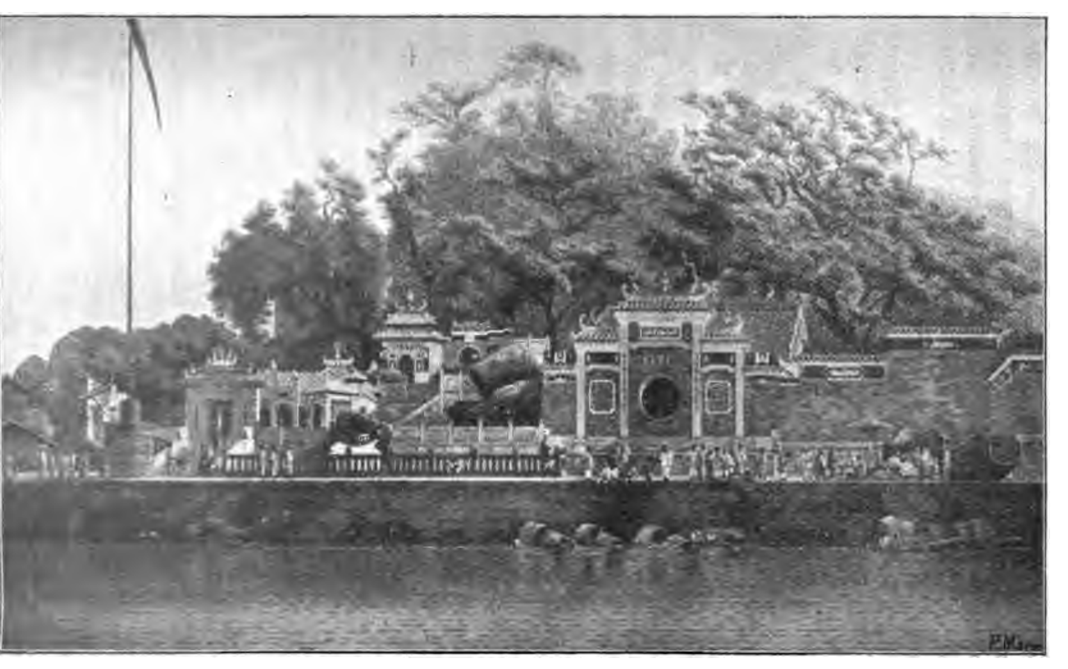
Chinesische Gärten und Blumen.

Der Sohn des „Blumenreichs" der Mitte hat über die Anlage eines Gartens eine Auffassung, die von der eines Abendländers gänzlich verschieden ist. Statt der wunderschönen Blumenbeete, des Gruppierens von Farben und Verschmelzens von Schattierungen, der hübschen Kieselsand-Fußpfade und grünen Rasenplätze, findet man phantastische Massen von künstlichem Grottenwerk, oder Teiche, die mit den grünen, großen, scheibenähnlichen Blättern des Lotus gefüllt sind, während die roten Blumen der Scenerie etwas Färbung geben. Brücken überspannen diese Teiche, Sommerhäuser sind da und dort errichtet in der Mitte des Wassers oder auf dem Lande, wie gerade die Einbildungskraft es eingiebt. Hier werden Pikniks abgehalten, und dem litterarischen Geschmack der Gäste wird man dadurch gerecht, daß Tafeln, auf denen Citate aus den Klassikern geschrieben sind, von den Wänden herabhängen. Auch findet man da und dort große, aus Holz aufgeführte Häuser,

die mit den altmodisch aussehenden Schwarzholz-Tischen, Stühlen und Sofas ausmöbliert sind, während man ländlich aussehende Sitze, die teils aus einer Felsmasse teils aus Porzellan hergestellt sind, überall im Garten vorfindet. Diejenigen, die nie in den Tropen gewesen sind, wissen nicht, wie angenehm es ist, sich auf diesen kalten, glatten Steinsitzen an einem heißen Sommertage niederzusetzen.

Man läßt an gewissen Plätzen Bäume wachsen, doch kennt man keine Treibhäuser. Die Pflanzen sind in Reihen geordnet, und zwar wachsen sie in Hunderten von gewöhnlichen, irdenen Blumentöpfen, die zumeist auf der Erde stehen. Sehr wenige Blumen werden in die Erde gepflanzt. Man stutzt die Pflanzen in Figuren von Tieren und Menschen zu, denen man Augen, Hände, Füße und Hüte aus Thon anfügt. Lange Reihen derselben säumen die Wege ein.

Die Chinesen legen überhaupt eine große Vorliebe für Blumen an den Tag: die Toilette einer Dame wird nicht für vollständig erachtet, ehe sie nicht ihr schwarzes, glänzendes Haar mit wohlriechenden Blumen geschmückt hat; selbst die unteren Schichten des Volkes folgen, bei festlichen Gelegenheiten wenigstens, dem Beispiele der höheren Klassen. Sollte man keine natürlichen Blumen auftreiben können, so nimmt man zu künstlichen seine Zuflucht, eine Industrie, die namentlich in Amoi stark blüht, und in der es die Chinesen sehr weit gebracht haben. In fast allen Häusern, selbst in Läden findet man Vasen mit Blumen, wenn nicht wo anders, so doch vor dem Altar des Götzenbildes. Vornehmlich am chinesischen Neujahrstage ist nach Blumen große Nachfrage, und die schöne weiße und gelbe Narzisse mit ihren langen lanzenförmigen steifen Blättern ist namentlich die Neujahrspflanze. Man hält es für ein gutes Omen, wenn die erste Knospe derselben an diesem Tage aufbricht. Eine andere Neujahrsblume ist die sogenannte „Tiu-tschung-fu“ (Enkyantus reticulans). Die etwa einen halben Zoll lange Blüte hängt wie ein Glöckchen von den Zweigen herab, während das zarte Grün der Blätter einen schönen Kontrast zu dem Rosa und Weiß der zahlreichen Blümchen bildet. Die Chinesen sind überhaupt große Liebhaber von Blüten der Fruchtbäume; sie schneiden die Zweige derselben ab, sobald sie zu knospen anfangen, und die zarten



Chinesische Parkanlage. Im Hintergrund alte Banianenbäume.

Farben des Pfirsichbaums, die weißen Blüten der Pflaume und die schönen Blüten der Mandel werden alle dazu verwendet, um die Zimmer bei festlichen Gelegenheiten zu schmücken. Fensterpflanzen, die bei uns zu Hause so sehr beliebt sind, kennt man in China nicht.

Zu den Blumen, die sich einer besonderen Vorliebe in China erfreuen, gehört die Päonie; sie wird die „Königin der Blumen" genannt. Ferner die herrliche Lotusblume, von der man zwei Arten, eine weiße und eine rote zieht. Es würde unmöglich sein, alle die Blumen aufzuzählen, an denen die Chinesen große Freude finden: die weiße Tuberose und Rosen, die aber nur schwach riechen, die prächtige Dahlie, die süßriechende Magnolie, weiße Lilien, wunderschöne Camelien, Chrysanthemum in allen Farbenschattierungen u. s. w. Die meisten chinesischen Blumen, die man abschneidet, um als Sträuße Vasen zu zieren, verwelken, verglichen mit denen des Westens, sehr bald. Blumensträuße kennt man in China, ausgenommen in den Häusern der Ausländer, überhaupt nicht.

(Nach dem Ostasiatischen Lloyd.)



Das sittliche Leben der Chinesen.

Wie steht es aber im Hause des Chinesen? Nun, man trifft überall Bildung an; es wird ungemein viel gelesen und studiert. Und an guten Sittensprüchen ist kein Mangel. Wie anständig stellen sich Junge und Alte vor, wie höflich begegnen sie auch dem Fremden! Aber es ist nicht alles Gold was glänzt. Du bekommst bald das Gefühl, daß sie es in ihrer Höflichkeit übertreiben, daß sie schmeicheln und lügen. Sie können auch wahrhaftig sein, wo es wohl angebracht ist, aber eine Lüge kostet sie keinen Kampf. Die Zehntausende von Beamten sind alle darauf angewiesen, zu betrügen, um leben zu können. Bestechung und Erpressung herrschen dergestalt im ganzen Reiche, daß ein gewissenhafter Mann kaum ein Staatsdiener werden kann.

Die Tugenden der Chinesen sind aber auch nicht gering anzuschlagen. Sie sind erzogen, den Eltern zu gehorchen und das Alter zu ehren, sie lernen Sanftmut und Geduld, können sich mit blutwenig behelfen, sparen und arbeiten unermüdlich, ohne doch ihren Frohsinn zu verlieren. Daneben freilich: wie viel Betrug und Geiz, Vielweiberei und unnennbare Laster, Grausamkeit und Kindermord! Chinesen haben selbst schon gefunden, daß in Röm. 1 der Zustand ihres Volkes geschildert sei, und daß er vollends durch das Opiumrauchen ein verzweifelter werde.

Aber man vergesse über der dunkleren Seite nicht die hellere. Es giebt in China viele Sonderlinge, auch unter den Reichen, vor denen man den Hut abziehen muß. Wie es nie an Leuten mangelt, welche Veranstaltung treffen, daß jedem Vorübergehenden eine Tasse Thee unentgeltlich gereicht werde, so stehen auch immer Männer auf, die der durstigen Seele eine Labung bieten

möchten. Da sie nichts Besseres wissen, suchen sie nach den besten Büchern, die sich im Reiche vorfinden, lassen dieselben drucken und verschenken sie an jeden, der sie annimmt. Da und dort tauchen auch Leute auf, die da weinen über den Jammer ihres Volkes, die zu den Göttern beten um Kraft und um Geschick, die Elenden aus ihren Sünden zu erlösen. Einige haben schon, wie sie meinen, Offenbarungen gehabt und veröffentlichen solche zum Besten ihrer Landsleute. Etliche reisen geradezu von Provinz zu Provinz und wenden ihr ganzes Vermögen auf, um Gutes zu stiften und die Leute vom Laster zu der Tugend zu rufen. Es ist schon vorgekommen, daß solche Leute um ihrer lauteren Begeisterung willen der Regierung verdächtig wurden. Diese hat ihnen ihre Güter eingezogen, sie predigen aber fort und fort. Man hat sie eingekerkert; ihre Anhänger blicken nur um so vertrauensvoller zu ihnen auf. Ja, ihre Nachfolger mehren sich und sagen: „Wir fürchten keinen Tod, wenn wir nur Menschen retten können." Muß der Christ sich nicht zu solchen hingezogen fühlen?

Hier mögen nun einige Auszüge aus chinesischen Traktaten einen Platz finden, damit die Vorzüge und Mängel ihrer Sittenlehre besser begriffen werden. Ein Büchlein enthält folgende zehn Gebote: 1. Ehre Vater und Mutter und gehorche dem Kaiser. 2. Nimm dich in Acht mit Worten und Werken. 3. Suche die wahre Weisheit. 4. Wachse in Wohlwollen und Liebe. 5. Sorge freundlich für alle Geschöpfe. 6. Wandle vorsichtig und weiche dem Bösen aus. 7. Bilde deinen Geist durch Lesen. 8. Hilf zu Werken der Barmherzigkeit, zu Schulen und Findlingshäusern. 9. Sei völlig rein im Herzen und Leben. 10. Verehre den Himmel und die Götter. (So kommt bei den Chinesen die erste Tafel immer hintennach!)

Ein anderes Büchlein sagt: Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, aber nur wenige Menschen sind gut. Man kann sie leicht unterscheiden. Ein guter Mensch ist treu und ehrlich, liebt Eltern und Geschwister, hat ein feines Gefühl für Reinheit und Scham; er fügt sich den Gesetzen und ist frei von Unmäßigkeit und Unzucht. Er spielt nicht, wird nicht zornig, verläßt sich nicht auf Reichtum oder Macht. Er zahlt seine Steuern, verrückt nicht seines Nachbars Grenze. Ohne Neid

sieht er das Glück anderer; er lügt nicht, noch redet er eitle Worte. Er enthält sich des Richtens und Tadelns, meidet böse Gesellschaft und Vereine zu lustigem Leben. Der Gute ist nicht eitel, noch ausgelassen, wird nicht schlüpfrig oder roh oder pfiffig. Er hilft den Bedrängten, erweist Freundlichkeit und fließt über in Liebeswerken. Er ist nicht trügerisch, gemein, kleinmütig oder engherzig. Ein Guter sucht gute Gesellschaft, liest gute Bücher, nährt gute Gedanken, thut gute Werke. Wenn der Böse schmäht, giebt's ihm der Gute nicht heim. Wenn ihn der Böse schlägt, weicht der Gute nur dem Streich aus. Ob er mit Hohen oder Geringen zu thun hat, der Gute verletzt sie nie. In großen oder kleinen Dingen bleibt der Gute mit der Wahrheit des Himmels im Einklang. Ist der Gute reich, so bereitet er sich damit für jene Welt, ist er glücklich, so verachtet er nicht die minder Glücklichen. Ist er arm, so nimmt er seine Notdurft und Kleidung hin, ohne zu murren; bleibt er auch unberühmt, so bewahrt er doch seinen guten Namen. Ist er schwach, so schämt er sich vor den Starken; hat er eine böse Natur, so rottet er sie nach und nach aus. Ein guter Mensch ist seinem Nächsten ein Schatz, und ein Kleinod seines Landes. Sein Wandel bewegt Götter und Dämonen, beeinflußt Himmel und Erde. Ein Guter schafft gute Menschen und hinterläßt gesegneten Samen. Möge die Zahl der Guten zunehmen und den Willen des Himmels erfüllen! Ach, ach! Ein Jahrhundert geht schnell dahin und kehrt nie wieder. Warum denn den Bösen spielen und nichts hinterlassen als ein schlimmes Andenken? Lasset es euch doch angelegen sein, gut zu werden und Gutes zu thun! Wer keine Gerechtigkeit hat, ist lebendig tot. Aber die ganze Welt gleicht einem siechen Mann, an dem viele Krankheiten nagen; wenn er auch noch nicht tot ist, so ist er doch sehr elend.

Das ist nun eine chinesische Tugendpredigt. Sie kann nimmermehr Christum ersetzen, aber sie kann doch suchende Seelen zu ihm treiben. Und der Missionar ist froh an solchen Zuchtmeistern auf Christum.

Wie es bei uns Mäßigkeitsapostel giebt, so besitzt auch China Prediger gegen die Trunkenheit und gegen das Opiumrauchen. Darüber werden Büchlein geschrieben, z. B. „die 32 Uebel des

Weintrinkens". Darin wird der Wein ein Jammerborn genannt und deshalb das Beispiel des Kaisers Tuan Tsung hochgepriesen. Dieser wollte (ums Jahr 713) keinen Wein trinken, weil er zu manchem Bösen verleite. „Wenn nun der Sohn des Himmels sich eines gefährlichen Genusses enthielt, wie verzweifelt muß es doch im Herzen irgend eines Mannes aussehen, der solchem Beispiel nicht folgen mag!"

Aber der Tugendprediger beschränkt sich nicht auf einzelne Laster oder Tugenden. „Der Jugendgeist ist die Wurzel des Baums, die einzelnen guten Werke sind seine Blätter, Blüten und Früchte. Diese mögen welken und faulen, die Wurzel lebt weiter. Ein ganzer Mann kann sagen: meine Bibel besteht in drei Bänden und sechs Worten. Bd. 1: Geduld, Ausdauer. Bd. 2: Liebe, Erbarmen. Bd. 3: Pflicht, Schuldigkeit. Diese drei suche nicht in meinem Bücherständer, sie stehen auf meiner Herzenstafel. Werde Herr über deine Gedanken, so werden deine Werke gut. Wenn du aber deine Gedanken nicht in die Gewalt bekommst, so gehen alle deine Werke fehl."

„Wer ist ein großer Mann? Der von Herzen demütig ist. Was heißt Buße? Ein Herz der Scham für das Vergangene, ein Herz der Furcht für die Zukunft, und doch ein Herz der Freude über das Schwinden der Sünde."



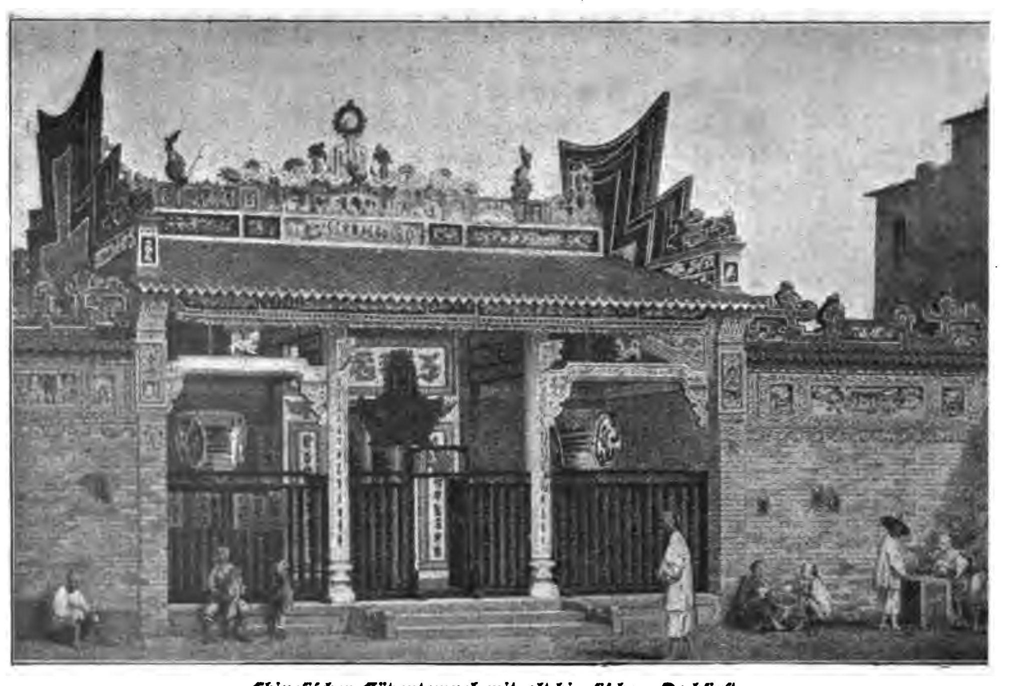


Chinesische Götzentempel.

China ist gewiß vor andern Ländern das Land der Götzen und Götzentempel. Betritt man eine Stadt, ein Dorf und wäre es auch nur ein kleiner Weiler, so ist das erste was dem Auge auffällt: ein Götzentempel oder Götzenaltar. Sie erhalten den schönsten Platz in Stadt und Land. Götzenbilder sind es auch, die auf den Dächern der Häuser thronen, um deren Insassen zu schützen. Unter dem Schutze der Götzen wird ein Chinese geboren, lebt und stirbt er. Götzen aus Gold und Silber, Holz und Stein erblickst du an den Thoren und Ecken der Städte und Häuser. Der Chinese stellt sie auf in Berg und Thal, in Flur und Feld, auf seinen Handelsbooten und an den Wagen, an den Gräbern und Gerichtshallen, in Schulen und Gefängnissen, in Spielhöhlen und Opiumkneipen. Ja, wo wären in China keine Götzen zu finden! Ebenso häufig sind die Götzenfeste, denn da jeder Götze seinen Geburtstag hat — manche haben sogar zwei bis drei Geburtstage — so kann es natürlich nicht fehlen, daß dieselben auch gefeiert werden. Zudem möchte jedermann Glück, Wohlergehen und langes Leben genießen, und so versteht es sich von selbst, daß man sich

eifrig an solchen Festen beteiligt, um sich die Gunst der Götzen zu sichern. Lange Götzenprozessionen sind daher gar kein seltener Anblick in China. Man ist an solchen Tagen freigebig und läßt sich's was kosten.

Es giebt in China große Wallfahrtsorte, zu denen die Pilgrime von nah und fern herbeiströmen, um in den verschiedenen Tempeln anzubeten, und der Aufwand an Opfergaben und andern Dingen ist überaus groß. Diese ganz enormen Ausgaben für Götzentempel und Götzendienst werden durch Erbauung neuer Götzentempel Jahr für Jahr noch vermehrt. Wenn man bedenkt, daß eine einzige Stadt Chinas 150 Götzentempel hat und alljährlich allein dafür zwei Millionen Mark wegwirft, so kann man es begreifen, daß der Aberglaube in China jährlich Milliarden verschlingt. Der Meister Konfucius, der „Musterlehrer aller Generationen“, hat Hunderte von Tempeln in den 18 Provinzen Chinas. Man denke ferner an die Unterhaltung der Legion von Buddhisten- und Taoistentempeln, der Tempel, die dem Gott der Litteratur, dem Kriegsgott, dem Gott der „Edelsteingegend“, einem Konfucius und der Unzahl von Heroen aus Chinas Geschichte geweiht sind. Kommst du z. B. nach Kanton, so findest du Altäre, die für den „Affengott“ — den Götzen der Spieler — errichtet sind. Ferner trifft man da Altäre für den „weißen Tiger“, den Schutzgeist der Gefängnisthüren und Wärter. Wiederum sind da Altäre zu sehen, die für den Fuchs, den Schutzgeist der Staatsprüfungen, errichtet sind. Ehe nämlich die kaiserlichen Examinatoren die Räume im Prüfungsgebäude beziehen, bringen sie dem Fuchsgott ihre Anbetung dar. Und wenn der Gouverneur der Provinz die Abstempelung des Papiers beaufsichtigt, auf das die Examinanden ihre Arbeiten schreiben, so ruft er die Hilfe des Fuchsgottes an, um allen Betrug unmöglich zu machen. Auch betet man Sonne, Mond und Sterne an. Ferner verehrt man die Geister der Berge, Wälder, Hügel, Thäler, der Meere, Flüsse u. s. w. Schon der alte Klassiker Shuking redet von solchen. Unter den Bergen sind es schon im grauen Altertum die fünf Hauptberge Chinas, die man anbetete, weil man annahm, daß sie von glückbringendem Einfluß für das ganze Land seien; ebenso die vier Grenzberge und die vier großen Ströme.



Chinesischer Götzentempel mit altchinesischem Dachfirst.

Die größte Rolle in der Anbetung spielt aber unbedingt der Drache. Es giebt viele Tempel für den Drachenkönig und die Drachenmutter. Das Sinnbild des chinesischen Reiches, der Drache, prangt blau auf kaiserlich gelbem Grund auf allen Flaggen. Das Angesicht des chinesischen Kaisers ist das Drachenangesicht, sein Thron heißt der Drachenthron und ist, wie die Kleider des „jüngeren Bruders von Sonne und Mond", wie die Ornamente und Geräte der kaiserlichen Gebäude, mit dem Drachen geziert.

Der Drache gilt als Herrscher über alle Verwandlungen: er macht sich selber nach Belieben sichtbar und unsichtbar, steigt im Frühling zum bewölkten Himmel empor und vergräbt sich im Herbst in feuchter Erde. Wenn er sich zusammenzieht, so ist er so klein wie ein Seidenwurm, ausgebreitet aber erfüllt er den ganzen Luftraum zwischen Himmel und Erde. Er bewacht die Behausung der Götter und stützt sie, daß sie nicht fällt. Als Götterdrache erzeugt er Wind und Regen, als Erdendrache giebt er Flüssen und Strömen ihren Lauf, und als Drache der Tiefe bewacht er die unterirdischen Schätze. Besonders eifersüchtig ist er auf den Besitz edler Perlen. In jeder Provinz des „himmlischen Reiches" sind Altäre und Tempel für den Drachengott, und es werden ihm regelmäßig im Frühling und Herbst Opfer dargebracht. Das große Opfer, das dem Drachenkönig jährlich zweimal in jedem seiner vielen Tempel dargebracht wird, besteht aus einem Schaf und einem Schwein, je auf einem Tischchen; ferner aus drei Schüsseln gewürzter Suppe, einem viereckigen Korb mit Seide, zwei Körben, die außen eckig, innen aber rund sind, gefüllt mit Getreide, zwei andern gefüllt mit Reis. Dann vier Bambuskörbe mit Datteln, Kastanien, Salz und getrockneten Fischen, vier Gefäße mit Schnittlauch, eingemachtem Gemüse, gewürzter Sauce und mariniertem Reh. Gewöhnlich sind auch einige Hühner mit allerlei Zubehör vorhanden und der Reiswein darf natürlich nicht fehlen. Jeden Neumond und Vollmond wird ihm außerdem Räucherwerk dargebracht.

In Zeiten anhaltender Dürre dauert die Anbetung des Drachen drei Tage und drei Nächte. Dieser Feier hat der oberste Mandarin des Distrikts in eigener Person im Staats-

gewande vorzustehen. Erfolgt kein Regen, so hat der Präsident des Regierungsbezirkes die Leitung zu übernehmen. Dieser erläßt eine Verordnung ans Volk, weder Fisch, Fleisch, noch Geflügel zu essen, bis der ersehnte Regen gefallen ist. Eine besondere Warnung ergeht auch an die Verkäufer dieser Waren. Hilft das nicht, so hat der General-Gouverneur oder Vizekönig der Provinz als Bittsteller vor dem Götzen zu erscheinen. Dieser hohe Würdenträger zieht grobe Trauerkleider (Sacktuch) an, erscheint mit einer Kette um den Hals und Fesseln an den Füßen als Bekenntnis seiner Schuld und Reue, und zieht mit seinem ganzen Gefolge und vielen Bewohnern der Stadt, die sich der Prozession anschließen, zum Drachentempel. Voran werden vier gelbseidene Fahnen getragen mit den Inschriften: Wind, Regen, Donner, Blitz. Diese Fahnen werden auf dem Altar aufgestellt und mit vielen brennenden Kerzen umgeben. An der rechten Seite des Altars steht eine lange Reihe buddhistischer Priester, und an der linken Seite ebenso viele Taoisten, welche Gebete rezitieren. Der Vizekönig kniet nieder und berührt dreimal den Boden mit der Stirn, steht auf und kniet noch einmal nieder in derselben Weise. Von dem Ceremonienmeister wird hierauf ein Gebet abgelesen, dessen Schrift an den Drachenkönig adressiert ist und nach der Verlesung verbrannt wird. Während des Gebets wird Wasser in ein Gefäß gefüllt und ein Zweig der Trauerweide hineingesteckt. Dann werden Feuerkörper abgebrannt, entsetzlicher Lärm gemacht, und die Prozession nimmt ihren Rückzug. Fällt trotzdem kein Regen, so hält man dafür, daß die Beamten zwar ihre Schuldigkeit gethan haben, aber die Schuld bei der Drachenmajestät zu suchen sei. Man holt darum das Götzenbild aus dem Tempel und stellt es draußen in die Sonne, um den Gott die Hitze fühlen zu lassen.

Die Drachenmutter hat einen berühmten Tempel in der „Freudenstadt“ am Westfluß in der Kantonprovinz. Sie soll als Fischerin im Jahre 200 gelebt haben. Eines Tages fand sie am Rand des Flusses ein großes Ei, das sie nach Hause nahm. Diesem Ei entschlüpfte bald ein sonderbares Geschöpf, das sehr anhänglich an die Frau wurde und ihr Fische fangen half. Als sie einmal seinen Schwanz verletzte, verschwand das Tier, kam aber nach einigen Jahren wieder und

wurde als Drache erkannt. Der Drache versetzte auch das Weib in einem Augenblick in ihre Heimat zurück, als sie einmal auf einer Reise Heimweh bekam. Später wurde das alte Weib göttlich verehrt, und noch jetzt findet jährlich ihr zu Ehren ein großartiges Götzenfest statt. Besonders wird sie angegangen, um für erwachsene Töchter passende Männer zu finden.

Der Drache spukt überall in China. Bei einer Ueberschwemmung nennt der hochgebildete Vizekönig den Drachen als Ursache. Bei einem Taifun, der arge Verwüstungen anrichtet, bei einem Erdbeben hat sich der Drache geschüttelt. Als 1885 die Cholera und 1894 der schwarze Tod Tausende von Menschenleben dahinraffte, war es wiederum die Schuld des Drachen. Die Chinesen hielten damals großartige Drachenprozessionen durch die Straßen Hongkongs, zu denen sie aus den vielen Götzentempeln Kantons eine Menge Götzenbilder kommen ließen. Die Hauptsache aber waren fünf Drachen aus Seide gearbeitet mit vielen Verzierungen, je 40 bis 50 Fuß lang.

Armes, in Götzendienst und Geisterfurcht geknechtetes Volk! Wann wirst du deine Nichtse wegwerfen und den Einen wahren Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten? Wann werden all die vielen tausend Götzentempel in Kirchen und Gotteshäuser verwandelt werden? Möge es bald allen Götzen Chinas ergehen, wie jenem Götzen in „Walddorf", der bis vor kurzem in seinem Tempel von vielen Leuten hoch geehrt wurde. Nun geschah es eines Abends, als der Tempelwächter die große Eingangsthüre schließen wollte, daß eine Bande von 20 bis 30 wilden Gesellen hereinbrach, den Wächter band und einkerkerte, und dann anfing, mit Hacken und Schaufeln vor dem Altar des Götzen ein großes Loch aufzugraben. Sie hatten vermutlich Kunde davon bekommen, daß in der Kriegszeit hier ein Schatz vergraben worden sei, und den wollten sie jetzt herausholen. Sie gruben 9 Fuß tief, da fanden sie wirklich zwei irdene Gefäße voll Silber, die nahmen sie eiligst heraus und machten sich davon. Als nun am andern Morgen die Bewohner von „Walddorf" wie gewöhnlich zum Tempel kamen, um ihren Götzen anzubeten, sahen sie mit Entsetzen das große Loch vor dem Altar. Alles war wirr durcheinander geworfen, und der Tempelwächter war nirgends zu sehen. Schon meinten sie, er



In einem Felsentempel aufgestellte Götzen.

sei erschlagen, da hörten sie eine klägliche Stimme aus einem verschlossenen, dunklen Raum: hoi mun, hoi mun, d. h. Thüre auf, Thüre auf! Als dann etliche hinliefen und die verriegelte Thüre öffneten, fanden sie den gebundenen Tempelwächter in seinem Versteck und vernahmen von ihm mit Schrecken, was sich in der Nacht zugetragen. Als aber der Wächter von den fortgetragenen Schätzen erzählte, da wurden sie wild, schimpften und schrieen: Du elender Götze! wir dienen dir schon so lange Zeit, und uns hast du niemals etwas von dem vielen Gelde gesagt und gegeben, aber von fremden Menschen läßt du dir's stehlen. Du jämmerlicher, nichtswürdiger Götze! Dann bewarfen sie ihn mit Schmutz und erklärten ihm, sie würden sich wohl hüten, ihn noch länger anzubeten. Einige meinten zwar, vielleicht seien noch mehr Schätze zu finden und fingen aufs neue an zu graben, bald an dieser, bald an jener Stelle. Aber da war kein Pfennig mehr zu finden. Da ließen sie alles stehen und liegen: den Götzen in seinem Schmutz, den Tempel in seiner Verwüstung, alles zerwühlt und durchgraben; und so steht er noch heute.

Ja, schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen. Betet ihn an, alle Götter! Ps. 97, 7.





Der dreifache Glücksstern.

Den Chinesen gehts auch wie andern Menschenkindern unter der Sonne: sie möchten glücklich sein. „Sein Glück zu gründen“, „sein Glück zu genießen“, darauf ist bei Tag und Nacht das Dichten und Trachten, Rennen und Jagen der Chinesen gerichtet. Unter den Tausenden der chinesischen Schriftzeichen wird das Zeichen „Glück“ am allermeisten geschrieben und überall angeklebt. In einer „elenden Grashütte“ mag alles fehlen, so daß der Bettelsack an der Wand verzweifeln möchte, aber das Zeichen „Glück“ findet sich gewiß irgendwo angeklebt. Ueber jeder Thüre stehen die 4 Zeichen ng fuk lim mun: „Das fünffache Glück kehre hier ein“, oder pak fuk pin tsin: „Hunderterlei Glück komme vereint herein.“ Denn fünferlei Glück giebts „unter dem Himmel“: Ehre, langes Leben, reicher Kindersegen (und zwar so reichlich, daß einem vom Herzählen die Finger steif werden), unermeßlicher Reichtum und ein sanftes Ende.

In den schönen Häusern der vornehmen Chinesen befinden sich oft prächtig gemalte große Wandrollen, die das 3 bis 5fache Glück, das sich jede Chinesenfamilie wünscht, bildlich darstellen. Da sehen wir in der Haushalle das Bild des 3 bis 5fachen „Glückssternes“, nicht etwa unter Glas und Rahmen, sondern ganz einfach ohne jeden Schutz oft an einem höchst primitiven Bambus- oder alten Eisennagel aufgehängt. Dasselbe wird durch eine Gruppe von Figuren symbolisch dargestellt, in der ein ehrwürdiger hochbetagter Greis, mit dem langen Stab in der

rechten und mit dem Pfirsich der Unsterblichkeit in der linken Hand, „langes Leben“ vorstellt; ein großer wohlgenährter Mandarin, im wallenden seidenen Staatsgewand, in das hinten und vorne der Drache mit gelben Goldfäden eingestickt ist, repräsentiert „Rang“ oder „Macht“; eine jugendliche Dame, die einen Sack mit Gold trägt, drückt „Reichtum“ aus; ein gar profitlich dreinschauender Mann, der einen Säugling trägt, versinnbildlicht „reiche Nachkommenschaft“, und ein mysteriöses Tier, mit einem Drachenkopf, dem Körper eines Hundes, den Füßen eines Hirsches und einem mehrfarbigen Felle stellt das „Glück“ dar.

Durch solche und ähnliche Bilder werden den Chinesen die ersehnten Glückseligkeiten vor die Augen gemalt und sie dadurch auf der Jagd nach dem Glück angefeuert.

Man möchte eben „sein Glück genießen“ und so es möglich wäre, mit aller Gewalt herbeiziehen. Denn da man nichts weiß von einem „unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel“, so möchte man sein Gutes schon in diesem Leben empfangen. Weil einem aber das Glück nicht so von selbst in den Schoß fällt, trotz der „4 Glückszeichen“ über der Thüre und dem 3 bis 5fachen „Glücksstern“ in der Haushalle, so wendet man zur Erlangung desselben „Todesarbeit“ an, nach dem Sprichwort: „Wer da will reich und angesehen werden, der muß Todesarbeit einsetzen.“ Daher man auch allenthalben „im Reich der Mitte“ eine rastlose ameisenartige Geschäftigkeit und fast unvergleichliche Genügsamkeit findet. Und weil die Arbeit im eigenen „Elternreiche“ so schlecht bezahlt wird, so daß man nie auf einen grünen Zweig kommt, geht man in die „kleinen Barbarenreiche“, um dort in möglichst kurzer Zeit sehr viel Geld zu erlisten und zu erraffen, mag das Risiko noch so groß, die Arbeit noch so hart sein. Ist es doch der Mühe und des Schweißes wert, um schließlich in die „Chinesenberge zurückgekehrt“ bei den Gräbern der Ahnen in arbeitslosem Reichtum „sein Glück zu genießen“. Und wer das erreicht hat, daß er mit einem Sack voll runder Dollars aus dem „Barbarenreich“ zurückkehrt, der gilt als ein „großer Glücksstern“. Denn ohne „runde Dollars“, ohne „einen Haufen gelben Goldes“ giebts für den heidnischen Chinesen kein vollendetes Glück. Darum dreht sich bei der Jagd nach dem Glück alles ums Geld. Ein Gedanke wird mit ihm

großgezogen; ein Ideal steckt ihm in Fleisch und Blut; ein Ziel hat man stets vor Augen und im Herzen, dem man bei Tag nachjagt und von dem man bei Tag redet und in der Nacht träumt; das gehört so wesenhaft zusammen wie Leib und Seele, Geld und Glück, Glück und Geld: „ein unaussprechlich



„Ansammlungshalle der Schätze“.

Ein Götzenschrein, wie ihn jeder Kaufmann in seinem Laden dem Gott des Reichtums aufstellt.

großer Glücksstern zu werden“ in diesem Leben. Denn: „macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits giebts, kein Wiedersehen!“ Das ist die ausgesprochene oder auch nicht ausgesprochene Moral der Heiden im „großen Osten“ und derer, die auf Erden sitzen und von der Welt sind im „großen Westen“. Da heißts dann aber nicht: wer glücklich ist,

kann glücklich machen, wers thut, vermehrt sein eigen Glück"; sondern: „Je mehr er hat, je mehr er will, nie schweigen seine Klagen still." Darum hatte auch jener „Glücksstern" des „großen Westens" ganz recht, wenn er sagte: „Ihr Freunde, wenn ihr mich begrabt, so sei auf meinem Grab zu lesen: er hat zeitlebens Glück gehabt, doch glücklich ist er nie gewesen."

Ja so ist's bei all den vielen Millionen Heiden, auch bei denen die in den Christenlanden herumlaufen und den nicht kennen, der gekommen ist, daß wir in ihm Leben und volles Genüge haben. Darum ziehen die Boten ins weite große China mit der „Glücksbotschaft" und „Heilslehre" und weisen die glücksuchenden Chinesen auf den Einen hin, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Denn „ein Menschengeist wird niemals satt, der nichts aus Jesu Fülle hat; aus ihm quillt was uns Leben giebt, und er giebt gern, weil er uns liebt."



Der dreifache Glücksstern: Arbeitsloser Reichtum, hohes Alter, 100 Söhne und 1000 Enkel.

Dreifaches Glück.

Drei sind's, die ich glücklich preise —
Sprach Konfucius, der Weise;
Lehrte so die Millionen,
Die im Reich der Mitte wohnen —
Drei sind's, die zu allen Zeiten
Um ihr Glück man mag beneiden.

Glücklich preis' ich den vor allen,
Dem das hohe Los gefallen,
Mandarine sich zu nennen,
Keiner Mühe Last zu kennen,
Dem bei Nacht nicht, noch am Tage
Nahet einer Arbeit Plage.
Süßem Nichtsthun hingegeben
Fließt sein wundervolles Leben,
Nur der Götter Glück vergleichbar.
Selig, wem solch Los erreichbar!

Doch dem Halbgott gern zur Seiten
Stell ich den Beglückten zweiten:
Der, wenn alle andern gehen,
Aufrecht bleibt im Leben stehen,
Bis im langen Lauf der Jahre
Bleichen seines Hauptes Haare,
Bis der Bart auf seine Glieder
Weiß, wie Wolle fließt hernieder,
Kündend allen, die ihn sehen:
Diesen ließ der Himmel stehen;
Schonte ihn vor tausend andern,
Die zur Hölle mußten wandern,
Während hinter ihm sich dehnte
Bunter Rundgang der Jahrzehnte,
Und des hohen Alters Ehren
Sich vor seinem Blicke mehren —
Ja wer hiezu ward geboren,
Hat ein glücklich Los erkoren!

Aber, schon in ihrer Mitte
Zeigt sich der beglückte Dritte:
Er ist's, dem in seinem Leben
Ward das hohe Glück gegeben,
Weisheitsreicher Söhne Menge,
Muntrer Enkel bunt Gedränge
Und der Ur-urenkel Reigen
Seiner Neider Blick zu zeigen.
Geht er hin, nicht mehr zu kehren,
Warten seiner höchste Ehren;
Denn er ließ zurück auf Erden,
Die für ihn nun sorgen werden;
Durch die Jahre, die Jahrzehnte,
Unermüdlich ohne Ende
Wendend ab Not und Verderben —
Reich im Leben, reich im Sterben,
Drüben, wie im Land der Mitte:
Glücklich, glücklich auch der Dritte!



Sittensprüche der Chinesen.

Die Chinesen haben eine außergewöhnliche Vorliebe für alte Sittensprüche, die entweder mündlich, meist aber schriftlich fortgepflanzt werden. Und damit sie dieselben stets vor Augen haben, werden solche von tüchtigen Bücherlesern, die es ausgezeichnet verstehen, die chinesischen Zeichen kunstgerecht und fein zu malen, auf rote oder weiße lange Papierrollen hingeschrieben. Von diesen „Zeichenmalern" werden sie vom einfachen Bauer oder Handwerker meist ganz billig gekauft, der sie dann in seiner Haushalle als Schmuckgegenstand aufhängt, damit ein jeder sich dieselben zu seinem Nutz und Frommen einprägen und im täglichen Leben darnach handeln kann; denn „ein Mensch ohne Belehrung ist Tieren und Gewürm gleich." Hier nun eine solche Wandrolle voll dieser Sittensprüche:

„Des Morgens steh' bei Zeiten auf und reinige mit allem Fleiß Haus und Hof; denn Reinlichkeit nach innen und außen ist die Hauptsache, damit es dir auch abends wohl sei, wenn du das Doppelthor und die einfache Thüre schließest und mit eigener Hand alles säuberlich zusammennimmst."

„Bei jeder Reissuppe und Schale Reis, daran du dich erquickst, bedenke, daß deren Aufbringen nicht leicht ist. Jeder Seiden- und Baumwollfaden, den du auf dem Leib trägst, rufe dir ins Gedächtnis, daß deren Bearbeitung viel Zeit und Kraft erfordert."

„Gürte dich, ehe es regnet, und grabe deinen Brunnen, ehe dich der Durst übermannt!"

„Wer sein Haus- und Küchengeschirr rein hält, dem sind seine einfachen Töpferwaren besser, denn Gold und Edelstein."

„Wer im Trinken und Essen Maß hält, dem schmeckt Gartengemüse besser als die feinsten Speisen."

„Denke nicht immer nur, wie du dein Haus verschönerst, trage nicht fortwährend Gelüste nach den besten Feldern."

„Laß deine Frau sich nicht allzusehr schmücken, und unterlasse es nie, deinen Ahnen zu opfern und sollten sie auch in weiter Ferne begraben sein."

„Damit im Hause alles ordentlich und ehrlich zugehe, so laß stets das Gesetz der Gerechtigkeit bei der Kindererziehung obwalten."

„Begehre nicht das Gut anderer und trinke nicht Wein im Uebermaß."

„Wenn du von einem Lastträger Sachen kaufst, so markte nicht allzusehr, sondern laß ihm auch Verdienst zukommen."

„Wenn du armen Verwandten und bedürftigen Nachbarn begegnest, so habe Mitleid und Erbarmen mit ihnen, denn das Glück des Geizigen und Betrügers ist von kurzer Dauer."

„Wer den sozialen Lebensverhältnissen Hohn spricht, der endet in Ketten und Schrecken."

„Bei jung und alt, in und außer dem Hause handle nach strengen Grundsätzen."

„Wer sein Weib das Regiment im Haus führen läßt, der ist gar nicht wert ein Ehrenmann zu heißen. Und wer immer nur auf Geld und Gut aus ist und seine Eltern darben läßt, der verdient gar nicht den Namen eines Menschen."

„Wenn du deine Tochter verheiratest, so erwähle dir einen rechtschaffenen Schwiegersohn, wenn er auch keine große Morgengabe darlegen kann; suchst du eine Schwiegertochter, so sieh nach einem ehrbaren Mädchen und nicht nach Reichtum und Schönheit."

„Wer einem Reichen begegnet und schmeichelt ihm mit Worten und Gebärden, der ist überaus verabscheuungswürdig; wer sich einem Armen gegenüber hochmütig beträgt, ist eine niederträchtige Kreatur."

„Ferne sei von deinem Hause Streit und Verleumdung, denn solche nehmen ein böses Ende."

„Im täglichen Verkehr mache nicht so viel Worte, denn bei vielen Worten sind gewißlich viele Verfehlungen."

„Mißbrauche nicht deine große Kraft, Waisen und Witwen zu bedrücken."

„Ein gemeines Subjekt läßt sichs wohl sein, aber gar bald wird es viel Herzeleid haben; ein Fauler macht sich sein Leben süß, aber seine Behausung wird zur Wüste."

„Wer böswillig Jünglinge verachtet, wird bald deren Bedrückungen erleiden."

„Wer die Alten ehrt, wird in Zeiten der Not eine Zufluchtsstätte bei ihnen finden."

„Willst du im Frieden leben, so höre nicht auf Klatschereien; lerne Geduld, und überlege immer dreimal."

„Wenn du mit jemandem über eine Sache im Streit bist, so denke im stillen darüber nach, ob du wirklich im Recht bist."

„Vergiß bald das Gute, das du gethan hast, nie aber vergiß die dir erzeigte Gnade."

„In allen Dingen laß auch andern Raum, hast du deinen Willen durchgesetzt, so komme nicht ein zweites mal."

„Hat ein anderer Erfolg und Wohlergehen, so sollen in deinem Herzen keine neidischen Gedanken aufwachsen; ist einer aber im Unglück, so sollst du keine Schadenfreude haben."

„Trachtet ein Mensch darnach, daß sein Gutes auch anerkannt werde, dann ist es nicht mehr gut; fürchtet ein Mensch, sein Böses möchten auch andere erfahren, dann muß es wirklich sehr böse sein."

„Wo im Hause Friede und Eintracht ist, da ist Freude die Fülle, selbst wenn es an der Nahrung mangeln sollte; und wer seine Steuern alle bezahlt hat, des Herz ist voll Freude, selbst wenn im Beutel nichts mehr übrig ist."

„Der Mandarin erfülle seine Pflicht mit Aufbietung aller Kräfte, ohne zu fürchten dadurch Kraft und Vermögen einzubüßen."

„Wer alle seine Pflichten erfüllt, wird ein ruhiges Leben führen und zur rechten Zeit vom Himmel belohnt werden."

„Und wer dieses alles lernt und auszuüben sich bemüht, ist nahe daran, ein Heiliger zu werden."



Ausschnitte aus chinesischen Zeitungen.

Der kürzlich verstorbene gelehrte Missionar D. E. Faber, einer der besten Kenner des „Reiches der Mitte", der namhafte Werke in Deutsch, Englisch und klassischem Chinesisch geschrieben hat, sagte mir vor Jahren: Um einen rechten Einblick in die Verhältnisse Chinas und die Gedankenwelt der Chinesen zu gewinnen, sei es für den Missionar von großem Nutzen, recht oft einen Blick in die chinesischen Zeitungen hinein zu thun, oder auch die Ausschnitte, die der ostasiatische Lloyd wöchentlich in Uebersetzung bringt, zu lesen. Da mir im Innern des Landes die paar chinesischen Zeitungen, die seit einigen Jahren in den chinesischen Städten herausgegeben werden, nicht zu Gebote standen, war ich auf Auszüge des ostasiatischen Lloyd angewiesen. Diese bis vor kurzem einzige deutsche Zeitung in China erscheint seit 10 Jahren als Wochenblatt in Shanghai. Vorletztes Jahr kam nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten die „Deutsch-Asiatische Warte", „Amtlicher Anzeiger des Kiautschau („Leimstadt") Gebietes" hinzu.

Den weisen Rat des erfahrenen Missionars habe ich mir gemerkt und manches aus der Presse Chinas herausgeschrieben, und lasse nun eine Auslese davon in bunter zwangsloser Weise im Nachstehenden folgen:

Kaiserliches Edikt: Da es seit Beginn des Winters nur erst ganz wenig geschneit hat, begaben wir uns am 29. Dezember persönlich in die Ta kao tien Halle, um zu opfern und um Schnee zu beten, und ließen durch Prinzen unseres Hauses ein Gleiches thun; indes es ist bis jetzt noch kein feuchter Niederschlag gefallen und die Felder lechzen nach Wasser. In der Hoffnung

auf baldigen Schneefall werden wir uns nochmals am 1. Januar in die To kao tien Halle begeben und Weihrauch verbrennen und zu gleicher Zeit nochmals durch dieselben Prinzen in den Tempeln des Blitzes, Windes, des Regens und der Wolken opfern lassen.

3. Januar. Erbstreitigkeiten zwischen Geschwistern, die nur Geld kosten, sind ganz unsinnig; es schadet doch nichts, wenn ein Bruder etwas mehr erhält als der andere, man kann sich doch gütlich einigen und braucht solche Familienangelegenheiten nicht öffentlich werden zu lassen.

5. Januar. Die Verordnung der amerikanischen Regierung, daß alle im Westen lebenden Chinesen photographiert werden sollen, um rekognosziert werden zu können, hat in den beteiligten Kreisen große Aufregung und Furcht hervorgerufen, da ein Umgehen der Verordnung mit Gefängnis und Landesverweisung bestraft werden soll. Nach unserer Ansicht ist eine Angst ganz unbegründet, denn wie soll die Regierung 200 000 Chinesen ins Gefängnis setzen? Sie hat gar nicht so viele Gefängnisse und wird sich auch nicht die Unkosten und Mühe machen, so viele Leute nach China zurückzuschicken; wo sollten auch die Dampfer dazu herkommen?

9. Januar. Die Rechenkunst der Chinesen ist weit hinter der der Ausländer zurück. Der erste Kaiser der gegenwärtigen Dynastie Shun Chih hat zwar selbst viele Bücher über Arithmetik geschrieben, dieselben haben aber keine Verbreitung gefunden, und so ist die chinesische Rechenkunst in den Kinderschuhen stecken geblieben.

16. Januar. Es kommt uns zu Ohren, daß in Amerika Räder zum Betrieb der Eisenbahnen aus Papier angefertigt werden. Es ist offenbar ein Märchen, denn wie kann man Papier so hart wie Eisen machen. Ebenso unglaublich klingt ein anderes Gerücht, daß Warenhäuser aus Papier für einzelne Warenarten gebaut werden, die im Sommer kühl, im Winter warm sein sollen.

21. Januar. Shanghai-Blättern entnehmen wir die Nachricht, daß ein Bruder seine Schwester in die dortige Besserungsanstalt hat schicken lassen, weil sie Opium raucht. Wir können diese Handlungsweise des Bruders nicht als gerechtfertigt anerkennen, da seine Schwester das Laster des Opiumrauchens als Erbteil von der Mutter überkommen hat; er hätte versuchen müssen, sie allmählich zu bessern, hätte aber nicht gleich mit solchen Gewaltmaßregeln vorgehen sollen.

Die ersten Kanonen wurden unter der Yüan-Dynastie benutzt. Dieselben waren natürlich sehr einfach hergestellt. Als zu jener Zeit Fremde nach China kamen und diese Kriegsmaschinen sahen, dachten sie über Verbesserungen nach, die zu den heutigen guten Geschützen geführt haben. China ist in solchen Erfindungen stehen geblieben, sollte sich aber bemühen auch selbständig auf diesem Felde zu arbeiten.

2. Februar. Die beste Jahreszeit ist der Frühling. Es ist da weder zu kalt noch zu warm; die Blumen blühen und die Bäume schlagen aus. Ein jeder sollte diese jetzige Zeit benutzen, um in seiner betreffenden Arbeit etwas Gutes zu leisten.

8. Februar. Die Geldverleiher werden ermahnt zu ihrem eigenen Segen, um sich nicht die Strafe des Himmels zuzuziehen, nicht zu hohe Prozente zu nehmen. Borgt jemand Geld, so bedarf er desselben in seiner Not; es ist Unrecht, daraus zu großen Vorteil ziehen zu wollen. Ein Prozent pro Monat ist ein guter Prozentsatz, höhere, wie sie so oft gefordert werden, sind zu verwerfen.

11. Februar. Es ist Brauch der ausländischen Zeitungen, zu Neujahr einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse des vergangenen Jahres zu werfen; wir wollen diesen Gebrauch hiemit nachahmen. Die Witterungsverhältnisse vom Frühjahr bis Herbst waren günstig, genügender Regen fiel, so daß die Reisernte eine gute war. Herbst und Winter waren weniger befriedigend, es fiel weniger Niederschlag, so daß wir unter allerlei Krankheiten zu leiden hatten, doch wird sich dies bald geben, da die Beamten gut sind und der Himmel uns also voraussichtlich gutes Wetter schicken wird. Das kommende Jahr wird sicher ein gutes werden, denn wir haben das hier seltene Ereignis gehabt, Schnee fallen zu sehen.

11. Februar. Die reichen Kaufleute werden ermahnt, von ihrem Ueberfluß an irdischen Gütern an die Notleidenden abzugeben. In früheren Zeiten waren die kaufmännischen Kreise nicht mildthätig gesinnt und das Resultat war, daß in den Familien wenige hervorragende Personen lebten. Erst in neuerer Zeit hat sich dies geändert und man erzählt zur Ehre und zum Stolz der einzelnen Familien in denselben von Persönlichkeiten, die hohe Beamte geworden sind, was als Belohnung des Himmels für gute Thaten angesehen werden muß.

22. März. An chinesischen Zeitungen erscheinen in Tientsin eine, in Shanghai drei, in Kanton drei, in Hongkong zwei und in Singapur zwei; das ist für die Ausdehnung des chinesischen Reiches sehr wenig. Die Bedeutung der Zeitungen wird im Lande noch unterschätzt, man sehe nur in das Ausland, zu welcher Ausdehnung und Bedeutung die Presse dort gelangt ist.

23. März. Das Gesindel in der Provinz nimmt überhand; wir können dies nur den milden Strafen, die im allgemeinen zur Anwendung kommen, zuschreiben. Wir schlagen längere Gefängnisstrafen vor, als sie jetzt üblich sind, und auch für leichtere Verbrechen Tättowierung an sichtbarer Stelle in solchen Schriftzeichen, die die Art des Verbrechens kennzeichnen.

30. März. Man sieht es häufig, daß Eltern über Kinder anderer Leute ein abfälliges Urteil sprechen, das Thun und Treiben der eigenen aber stets gut finden, anstatt gerade bei diesen mit Strenge vorzugehen; das Ende vom Liede ist natürlich, daß aus den Kindern nichts wird.

1. April. Der Nutzen der Elektrizität ist ein vielfacher: man kann dadurch Geschütze abfeuern, Lampen erleuchten, telegraphieren, Eisenbahnen und Dampfer treiben. Zu letzterem Zweck wird sie allerdings noch nicht verwendet, doch wird das unfehlbar eintreten, sobald die Kohlenvorräte der Erde erschöpft sind.

2. April. Im Dorfe Ho Shun Hsing im Nauhai-Bezirk haben einige Leute einen 4—5 Fuß hohen Vogel gefangen, dessen Art ganz unbekannt ist. Sie haben denselben für Geld gezeigt und sind dabei reich geworden. Auch wir können aus der Beschreibung nicht angeben, welche Art Vogel das sein kann; der Kopf ist der eines Affen, die Füße die einer Gans, die Farbe ist schwarz.

3. und 4. April. Um China auf einen blühenden Standpunkt zu bringen, sind 21 Wege nötig:

Einrichtung von Fabriken. — Eisenbahnen. — Posteinrichtungen. — Handelsverträge mit anderen Staaten. — Konsulate in fremden Ländern. — Telegrapheneinrichtungen. — Pekuniäre Unterstützung der Kaufleute seitens der Regierung. — Handelskammern. — Museen und zoologische Gärten. — Zwei Direktoren für die Handelskammern. — Ingenieur-Schulen. Gerechte, gleichmäßige Zollerhebung. — Bebauung der brachliegenden Landstrecken. — Bergwerke. — Banken. — Genauere

Arbeit in allen Industriezweigen. — Anstellung von talentvollen Leuten. — Umänderung der Naturallieferungen an den Kaiser in einen bestimmten Geldbetrag. — Abänderung der viermonatlichen Abrechnung in monatliche im Handelsverkehr. — Herabsetzung des Zinsfußes. — Abänderung sämtlicher alter Einrichtungen und Einführung neuer.

4. April. Es hat sich die ganz ungewöhnliche Sitte hier eingeschlichen, daß Frauen mehr ausgehen, und aus Neugier, um selbst zu sehen, sich mehr öffentlich zeigen, als der gute alte Gebrauch gestattet. Die gebildeten Klassen sollten versuchen, auf das Volk einen guten Einfluß auszuüben, indem sie mit gutem Beispiel vorangehen.

5. April. Bei Anstellung der Beamten in China wird so häufig von dem ersten Eindruck, den ein Mann macht, ausgegangen; ist er sehr redegewandt, so wird er für talentvoll gehalten und ohne Prüfung, ob er auch im Stande ist auszuführen, was er sagt, angestellt. Es ist das ein großes Versehen; ein jeder Beamte sollte eine Probezeit durchmachen.

7. Mai. Die Behörden sollten gegen den Druck der Romanlitteratur in Shanghai einschreiten, die manche Thorheiten verbreitet.

8. Mai. Unter der Silberentwertung leidet der Handel mit dem Ausland ganz ungemein. Wir hören, daß in Peking der Wert des Silbers gegenüber dem Golde sehr gesunken ist, was darauf zurückzuführen sein dürfte, daß zur Feier des Geburtstages J. M. der Kaiserin-Mutter große Mengen dieses Metalles aus allen Provinzen in die Hauptstadt zusammenströmen. Die Folge wird sein, daß das Brot des armen Mannes, der in Kupfer zahlt, sich verteuern wird.

In Anbetracht der großen Hitze dürfen die Herren Beamten laut besonderer Verfügung ohne Oberkleid, wie wir sagen würden, in Hemdsärmeln in ihren Bureaus arbeiten.

10. Mai. Ueber alles schätzen die Kantonesen ein Ratten-Ragout. Man sagt, dies sei gut gegen das Ausfallen der Haare; die Ratte ist deshalb ein sehr gesuchter Artikel unter den Glatzköpfigen. Trotzdem die Ratten augenblicklich zu Tausenden von der Pest ergriffen werden und sterben, konnte sich eine Dame, die ihrem Kahlkopf aufhelfen wollte, den Genuß einer Ratte nicht versagen. Die Folge war, daß sie am selbigen Abende starb,

während die Katze, der sie den Leckerbissen abgejagt hatte, mit dem Leben davon kam.

11. Mai. In Shuntak kamen bei einem starken Regenguß zwei Fischlein vom Himmel hernieder. Diese Fischlein sahen so lieblich aus, daß die Bevölkerung sie nicht zu verspeisen wagte. Sie setzten sie deshalb, nachdem sie eine Weile die Tierchen angestaunt hatten, in den Fluß, worauf die letzteren lustig davonschwammen.

In einem Gebäude des Panyü-Richters wuchs vor einigen Tagen ein Bambus hervor, der in einem Vormittage die Höhe von 7 Fuß erreichte, das Dach durchbrach und in drei bis vier Tagen 70 Fuß hoch war. Es giebt Leute, die das wunderbar finden, obwohl eigentlich nichts natürlicher ist. Der Boden dort ist schwefelhaltig und es ist bekannt, welche Expansionskraft der Schwefel ausübt.

12. Mai. Unter den Leuten, die an der Pest sterben, giebt es eine Menge Rindfleischesser. Man sagt, daß die Rinder bei dem starken Nebel in dieser Saison sich Krankheiten geholt haben und diese nachher auf Menschen übertragen. Dieser Auffassung ist nur teilweise beizustimmen; von größerer Wichtigkeit für die Untersagung des Genusses von Rindfleisch dürfte das Gefühl des Mitleids sprechen, daß man ein Tier, das zuerst unsere Felder bebaut, nachher noch schlachtet und verspeist. Das ist grausam!

14. Mai. Es sollte in jeder Provinz eine Art Akademie errichtet werden, an der ein Chinese, der in fremden Wissenschaften bewandert ist, den außeretatsmäßigen Beamten die notwendigen Kenntnisse der fremden Verhältnisse beibringt. Fremde als Lehrer anzustellen würde sich nicht empfehlen, da dann auch fremde Religion gelehrt werden würde, was trotz allem Respekt vor derselben besser zu vermeiden ist.

Beim letzten Hanlin-Examen ereignete es sich, daß der frühere Gesandte für Amerika, Ts'ui, nicht nur nicht promovierte, sondern sogar um einen Grad degradiert wurde.

In der Stadt werden zur Vertreibung der Pest häufig Prozessionen abgehalten, in denen das schreckliche Gebilde eines Löwen aus Pappe herumgetragen wird. Das Volk hat eine hohe Meinung von der Wunderthätigkeit eines solchen Idols, doch sind Zweifel daran wohl gestattet.

Ein gutes Mittel gegen die schreckliche Pest ist entdeckt worden. Ein Arzt in der Stadt schreibt einige Buchstaben auf

gewöhnliches Papier, verbrennt dieses, thut die Asche in Thee und läßt die Patienten die Mischung trinken. Das Mittel ist ebenso billig wie wirkungsvoll.

In Tungkun ist wegen der langen Dürre der Genuß von Schweinefleisch untersagt worden. Die Gebete des Magistrats haben jetzt endlich den gewünschten Regen herbeigebracht.

Kanonen werden jetzt aus Stahl, nicht aus Stein gemacht. Zur Herstellung ist eine genaue Kenntnis der Masse, der dazu gehörigen Geschosse, der Pulvermenge u. s. w. erforderlich. Nur durch Praxis lassen sich diese Einzelheiten kennen, zu deren Erlernung Gelegenheit geboten werden sollte.

16. Mai. In Singapur und Penang giebt es viele Krokodile, die jährlich eine Menge Menschen verspeisen. Alle nach dort Auswandernden werden hiermit gewarnt, sich in acht zu nehmen. Im Norden Kwangtungs gab es früher auch Krokodile, die aber durch einen Präfekten, Namens Han yü, unter der Tang-Dynastie vertrieben wurden. Dieser hochangesehene, tugendhafte Mann setzte eine Schrift auf, worin die Krokodile ermahnt wurden, nicht Menschen zu fressen, sondern sich mit dem zu begnügen, was sie im Wasser fänden. Diese Schrift wurde verbrannt und ins Wasser geworfen. Die Götter unterstützten den Präfekten und die Krokodile verließen das Land.

16. Mai. Es geht uns von einem Shanghai-Korrespondenten ein Artikel zu, worin gesagt wird, daß die Europäer die talentvollsten Menschen sind, was schon durch die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus bewiesen wird.

17. Mai. Die Kenntnisse der Fremden in der Chemie sind den chinesischen weit überlegen. Wir kennen nicht die Verbindungen und Zersetzungen von Stoffen, die die Fremden für sich ausnützen. In Folge dieser Kenntnisse benutzen sie Sachen, die uns ganz wertlos erscheinen, weil wir ihren Wert in Verbindung mit anderen Sachen nicht kennen. Wir sollten uns mehr mit Chemie beschäftigen.

18. Mai. Die Heereseinrichtung der fremden Staaten: allgemeine Dienstpflicht, Reserve und Landwehr ist ausgezeichnet und lange nicht so kostspielig wie die chinesische, wo nur ein stehendes Heer vorhanden ist. Wir hatten in alten Zeiten auch ähnliche Einrichtungen und sollten dazu zurückkehren.

Der Magistrat von Hsin Hui hsien verdient alles Lob. So jung er ist, so thatkräftig erweist er sich in seiner Amtsführung. Sämtliche gegen Gefangene schwebenden Sachen hat er erledigt und die Gefangenen freigesetzt, so daß sich kein Mensch gegenwärtig im Gefängnis befindet. Bei dem augenblicklichen Vorherrschen ansteckender Krankheiten ist diese Entschiedenheit sehr wertvoll.

8. Juni. In China wird auf geographische Kenntnisse zu wenig Wert gelegt, so daß große Unwissenheit herrscht. Im Auslande erwerben die Kinder, Knaben und Mädchen in der Schule bereits solche Kenntnisse, daß sie über Länder Bescheid wissen, ohne jemals dort gewesen zu sein. In Folge der Unkenntnis der Geographie hat China schon manche Inseln verloren, die für andere Länder jetzt von hohem Wert sind.

Die japanischen Gewehre haben eine viel größere Tragweite als die chinesischen. Daher erklärt es sich auch, daß bei den Zusammenstößen stets mehr Chinesen als Japaner gefallen sind. Da man die alten Gewehre nicht wegwerfen und neue kaufen kann, so müssen die chinesischen Truppen immer versuchen, sich möglichst nahe an die Japaner heranzuschleichen.

Der Kampf zwischen China und Japan ist wie der zwischen einem Elefanten und einer Maus. Wie soll es dem Elefanten gelingen die Maus totzutreten?

24. November. Bei den Militärexaminas sollte auf die neuen Waffen Rücksicht genommen werden und die Prüfung sich auch auf Schießen mit Gewehren und Geschützen erstrecken, anstatt nur auf Bogenschießen. Man weiß ja nicht, wer im Ernstfall mit den neuen Waffen umgehen kann.

12. Dezember. Man hat sich darüber gewundert, daß der Kaiser Herrn von Hanneken zur Audienz befohlen hat, da es doch so viele hohe chinesische Beamte giebt, die über alle Fragen Auskunft erteilen könnten. Jedenfalls weiß der Kaiser sehr wohl, was er von seinen hohen Beamten zu halten hat. Die Militärmandarine verstehen sich nur darauf, mit dem für die Soldaten bestimmten Solde ihre eigenen Taschen zu füllen und die Staatsgelder für ihre Privatvergnügungen, Trinkgelage und Sängerinnen zu vergeuden. Sie halten allerdings von Zeit zu Zeit Inspektion ab, doch sind das nur Theatervorstellungen und eitler Schein; sobald sie einem feindlichen Heere gegenüberstehen,

ist ihr Mut nicht größer als der eines Mäuschens, noch bevor es zum Kampfe kommt, reißen sie aus. Ihre Schwerter sind nie vom Blute gerötet, nicht etwa, weil die Feinde schon bei ihrem Heranrücken vor ihnen fliehen, sondern weil sie nie von ihren Waffen Gebrauch zu machen wagen. Die Flottenkommandeure treten noch viel großartiger auf als ihre Kameraden von der Landarmee; mit ihren doppeläugigen Pfauenfedern und gelben Reitjacken stolzieren sie einher und behandeln die chinesischen Kaufmannschaften im Auslande, die ihnen ihre Aufwartung machen und ihnen zu Ehren große Banketts veranstalten, mit großer Herablassung und Nichtachtung. Nur Wein und Gesang finden Gnade vor ihren Augen, und der Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern ist ihre Hauptbeschäftigung. Und solche Herren sollten im Stande sein, besondere Kraft zu entfalten und die Feinde zu vernichten? Ebenso gut könnte man von ihnen verlangen zum Himmel emporzusteigen. Bei den Civilbeamten ist die Korruption noch schlimmer und zwar sind folgende ihre Hauptgebrechen: Zuerst ist es die Geldgier. Das Bestreben der meisten Beamten ist darauf gerichtet ihren eigenen Beutel zu füllen und möglichst viel Geld zusammenzuscharren. Banken und Pfandhäuser, in denen sie ihre Schätze anlegen, schießen in den größeren Städten wie die Pilze hervor. Je mehr Privatvermögen sie bereits besitzen, desto mehr steigert sich ihre Gier und sie kennen in ihren Erpressungen und Veruntreuungen gar keine Grenzen. Daher sind Fälle möglich wie der eines gewissen Beamten, welcher bei Ankäufen von Kriegsmaterial zwei Millionen profitiert haben soll, worüber sein Vorgesetzter so in Zorn geriet, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Mag die Sache sich auch nicht ganz so verhalten, wie erzählt wird, irgend etwas wird doch Veranlassung zu dem Gerüchte gegeben haben. Ein anderer Krebsschaden ist der Nepotismus. Während die Beamten das Volk, für das sie Vater und Mutter sein sollen, in der rücksichtslosesten Weise ausbeuten, indem sie ihm wie die Tiger und Geier sein Hab und Gut abjagen, treten sie ihren Vorgesetzten mit sklavischer Unterwürfigkeit entgegen. Ihr ganzes Benehmen ist darauf berechnet, denselben zu schmeicheln und ihre Protektion zu erwerben, um einträgliche Aemter zu bekommen. Um Taotai zu werden macht man einen hohen Beamten zu



Mandarin allerhöchsten Ranges
mit dem roten Kristallknopf und einäugiger Pfauenfeder auf dem Ehrenhut.

seinem Adoptivvater, und um in die Hanlin-Akademie zu gelangen, läßt man seine Konkubine in eine vornehme Familie aufnehmen. Doch wozu noch weiter mit dem Pinsel in diesem Schmutze wühlen! Ein weiteres Charakteristikum der Beamten ist ihre Unfähigkeit. Es gebricht ihnen an den einfachsten Kenntnissen; nur die großen Herren zu spielen verstehen sie; von Finanz, Justiz und Militärwesen haben sie keinen Begriff. Alles wird nach althergebrachten Schablonen gearbeitet. Wenn der Feind herannaht, reorganisiert man heute die Bürgerwehr, morgen wirbt man Rekruten an, alles ohne System. Trotz der ungeheueren Summen, die für Sold und Proviant ausgegeben werden, hat man nicht den geringsten Erfolg zu verzeichnen. Dazu kommt dann ferner noch Konnivenz und Durchstecherei. Statt seine Unterbeamten im Zaume zu halten, läßt man sie in ihrem unlauteren Treiben ruhig gewähren, ja befördert sie sogar noch darin und läßt sich selbst heimlich mit den Feinden ein. Freunde und Verwandte suchen es dem großen Manne gleich zu thun, die Füchse maßen sich die Kraft des Tigers an. Die Censoren haben verschiedentlich diese Mißstände gerügt. Man vergräbt sich in seinem Yamen (Amtshaus) wie in einer dunkeln Höhle, die man nur selten verläßt, und sieht daher nichts von der Außenwelt. Die Ausführung aller Geschäfte überläßt man seinen Leuten und sieht und hört nichts mehr davon. Bei dieser Inkompetenz der Civilbeamten und der Feigheit der hohen Militärbeamten, die, sobald sie eines Japaners ansichtig werden, wie die Mäuse vor der Katze davonlaufen, ist es wohl erklärlich, daß der Kaiser einen fremden Beamten, der sich im Kriege gegen Japan hochverdient um China gemacht hat, um seinen Rat zu hören, zur Audienz befohlen hat. Da jetzt anscheinend China Japan nicht gewachsen ist, so müssen später alle dem chinesischen Beamtentum anhaftenden Mängel beseitigt werden. Dann wird China wieder angesehen und mächtig dastehen und selbst Europa noch überflügeln können.



Ein Kapitel aus Chinas Geschichte.

Eines der blutigsten Blätter in der Geschichte Chinas ist die Eroberung dieses Reiches durch die Mandschu, deren Nachkommen noch heute das Land beherrschen. Wohl sind die Sieger, die Mandschu, nach und nach chinesisiert worden, aber seit jenen Tagen sitzt ein Abkömmling der tapferen Mandschu-Häuptlinge auf dem Drachenthrone Chinas. Dreißig Jahre lang dauerte der Kampf, bis das große Reich unterworfen war; dreißig Jahre lang hallte das weite Land wieder von dem Geklirr der Waffen — gerade so lange und genau zu derselben Zeit, in welcher Deutschland vom 30jährigen Krieg verwüstet wurde — von 1618 bis 1648.

Es fiel der kleinen, aber tapfern Schar der Mandschu, einem kriegerischen Jägervolk tungusischen Stammes, nicht sonderlich schwer, das große Land zu erobern. Ein baufälliges Haus ist leicht niederzureißen, mag es auch noch so groß sein. Die letzten Kaiser der herrschenden Ming-Dynastie waren äußerst schwache, grausame und feige Männer. Das gedrückte Volk war höchst unzufrieden, überall loderte das Feuer der Empörung, allenthalben erhoben sich die geplagten Bauern gegen die Mandarinen, ihre Bedrücker, und zogen — oft in Heeren von mehr als 100 000 Mann — durch die Provinzen. Die Aufstände wurden besonders durch die geheimen Gesellschaften geschürt, die schon damals wie heute ganz China wie mit einem Netz umspannten. Hauptsächlich war es die Gesellschaft der „weißen Wasserlilien", die den letzten Ming-Kaisern feindlich gesinnt war. Unmenschlich waren die Greuel, die von diesen Banden verübt wurden, entsetzlich die Verwüstung, die sie allenthalben anrichteten. Am meisten hatten die westlichen Provinzen darunter zu leiden,

wo ein Bandenführer, Namens Li tse schin, die Rebellen um sich sammelte und sengend und brennend durch das Land zog. Er konnte dies umso ungehinderter thun, da die kaiserliche Armee an der Grenze stand, um die andringenden Tataren abzuwehren. Es gelang diesem Rebellenführer, sich der meisten Städte, ja fast des ganzen Landes zu bemächtigen, sodaß er es wagen konnte, vor die Hauptstadt Peking zu ziehen und den Kaiser Tsung tsching aufzufordern, dem Thron zu entsagen. Tsung tsching hatte noch eine Armee von 150 000 Mann bei sich in der Hauptstadt; aber sie wehrte sich nicht für den Thron und die Dynastie, sondern ging mit einem Schlage zu den Rebellen über. Ein Eunuch öffnete ihnen eines der Stadtthore, und ohne Schwertstreich zogen sie in Peking ein. Der Kaiser kümmerte sich auch gar nicht um die Verteidigung der Stadt, sondern verbrachte seine Zeit mit Zechen. Als er sah, daß alles verloren und an eine Flucht nicht mehr zu denken war, eilte er in den Garten und erhängte sich. So endete im Jahre 1628 der letzte und schwächste Sproß der Ming-Dynastie auf dem Throne Chinas.

Während dieser Vorgänge befand sich der Prinz Wusangui mit einem kaiserlichen Heer an der Mandschu-Grenze, um die Tataren von einem Einfall in China abzuwehren. Die Nachricht von dem Fall der Hauptstadt, dem Tode des Kaisers, seines Verwandten, und von der Macht des Usurpators erfüllte ihn mit Bestürzung. Vor sich die Tataren und hinter sich die zahllosen Scharen der Aufständischen, wagte er es nicht, die letzteren anzugreifen und sie aus der Hauptstadt zu vertreiben. In dieser Zwangslage faßte er den verzweifelten Entschluß, die Mandschuren zu Hilfe zu rufen. Das hieß aber den Tiger in den Schafstall lassen, um den Wolf zu vertreiben, der in denselben eingedrungen war. Die herbeigerufenen Mandschu erschienen und erstürmten Peking im Jahre 1644; aber die Geister, die Wasangui gerufen, wurde er nicht mehr los. Sie waren nun einmal da und ließen sich nicht mehr bannen. In wenigen Jahren hatten die Mandschu das ganze Land erobert und waren die Herren Chinas.

Am meisten Mühe machte ihnen die Unterwerfung der Provinz Sz tschuen, die am Oberlauf des Yang tse gelegen und

von Gebirgen eingeschlossen, sich immer eine gewisse Unabhängigkeit gewahrt hat. Sobald hier die Nachricht vom Fall der Hauptstadt eingetroffen war, erhob sich ein Patriot, welcher der Provinz die Selbständigkeit erhalten wollte und sich zum König von Sz tschuen ausrufen ließ. Sein Name war Tschang hin tschong. Nach den Aussagen einiger war er der Sohn eines portugiesischen Juden, der von Makao ins Innere von China verschlagen worden war. Nach anderen Berichten soll er ein Mohammedaner gewesen sein. Doch dem sei, wie ihm wolle. Thatsache ist, daß es wohl kaum einen blutdürstigeren und grausameren Menschen gegeben hat, als dieses Ungeheuer in Menschengestalt. Sein Anhang bestand anfangs aus lauter Räubern und Mördern, denen sich später Scharen von unzufriedenem Landvolk und die verarmten Krämer der Marktflecken anschlossen. Er durchzog mit seinen Banden die ganze weite Provinz und nahm alle ihre Städte ein. Nur die Hauptstadt der Provinz, Tscheng tu, widerstand ihm längere Zeit. Darüber ergrimmt, verwüstete er die ganze Umgegend. Bei einem Ausfall, der für die Belagerten anfangs siegreich verlief, fiel unglücklicherweise der Kommandant, die Seele des Widerstands; nun flohen dessen Truppen und die Stadt wurde gestürmt. Tschang wollte alle Einwohner niedermetzeln lassen, aber seine Generäle wehrten ihm. Er schonte nun zwar das Leben der Leute, ließ aber die unglückliche Stadt gänzlich plündern.

Beim Einzug in dieselbe wurde ihm ein kaiserlicher Prinz, der Statthalter von Sz tschuen und einer der letzten Sprößlinge des Ming-Hauses, überliefert. Er fand keine Gnade bei Tschang, sondern wurde auf der Stelle getötet. Der Prinz hatte als Statthalter der größten Provinz einen sehr großen und glänzenden Hofhalt, und sein Harem enthielt allein 3000 Eunuchen. Der Sieger nahm Besitz von allem, was er vorfand. Als ihm einer der Eunuchen nicht zu willen war, ließ er sämtliche 3000 Eunuchen niederhauen. „Weg mit diesen!“ rief Tschang seinen Soldaten zu, sie sind weder Männer noch Weiber; solche Geschöpfe sollen in meinem Reich nicht existieren!“

Dann richtete er einen großen Hofstaat ein, ließ sich als König huldigen und ernannte eine Anzahl seiner Spießgesellen zu Ministern und Statthaltern. Auch einige Litteraten, an denen

China so reich ist, stellten sich ein, um dem neuen König Ratschläge zu erteilen, wie er sein Reich organisieren solle. Daß diese Leute sich in seine Regierung mischen wollten, verdroß ihn sehr; anderseits wußte er recht wohl, daß seine Herrschaft von keinem dauernden Bestand sein werde, wenn er die einflußreichen Litteraten gegen sich habe. Er beschloß daher, sämtliche Litteraten der Provinz über die Klinge springen zu lassen. Durch List suchte er zum Ziele zu kommen. Er ließ bekannt machen, daß in der Hauptstadt Tschen tu ein Examen abgehalten werden solle, zu dem sich ein jeder Litterat einzufinden habe, um dann aus ihrer Mitte die Tüchtigsten zu Regierungsstellen auszuwählen. Mehr als 30000 Litteraten erschienen am festgesetzten Tag. Die Examenshalle vermochte kaum die Hälfte derselben zu fassen; die übrigen wurden in den daranstoßenden weitläufigen Tempeln und Ahnenhallen untergebracht. In feierlicher Weise wurden die arglosen Litteraten empfangen, mit großem Pomp das Examen eröffnet und die Themata ausgegeben. Aber während sie sich zum Schreiben anschickten, ließ Tschang die Halle von seinen Truppen umringen, und auf ein gegebenes Zeichen fielen dieselben über die wehrlosen Litteraten her. Ein herzzerreißendes Wehklagen erhob sich, die ganze Stadt hallte wider vom Jammergeschrei der unglücklichen Schlachtopfer. Aber der herzlose Tschang und seine entmenschten Soldaten kannten kein Erbarmen. Kein einziger der Litteraten entkam. Die Examenshalle und die Tempel waren von unten bis oben mit Blut bespritzt, der Boden bildete eine große Blutlache, in der die verstümmelten Leichen der Hingemordeten lagen. Tschang aber, als er seinen blutigen Zweck erreicht sah, erließ eine Proklamation, worin er das Volk aufforderte, ihm dafür zu danken, daß er das Land von den Konfuzianern befreit habe.

Aber es sollte noch nicht die letzte seiner grausamen Thaten sein. Kurz darauf sah er, wie etliche Bonzen oder buddhistische Priester für einige der gemordeten Litteraten Seelenmessen hielten. Von jeher hatte er — sei es als Jude oder als Mohammedaner — den Götzendienst gehaßt und Tausende von Götzenbildern zusammengeschlagen. Nun beschloß er, den Götzendienst mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wieder führte er ein trügerisches Spiel auf. Er berief alle Bonzen und Götzenpriester nach der Haupt-

stadt zu einem großen Fest. Die Priester dachten an keine Gefahr, obschon er nicht lange zuvor die konfuzianischen Litteraten ausgerottet hatte. Sie erschienen scharenweis in der Hauptstadt. Hier waren große Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen. Rings um die Stadt und an allen Zugängen waren Götzenaltäre errichtet; ganze Berge von Blumen waren aufgehäuft, um zu den Füßen der zahlreichen Götzenbilder niedergelegt zu werden. Die nichts ahnenden Bonzen veranstalteten eine glänzende Prozession rings um die Stadt und längs dem Fluß, an dem die Stadt liegt. Alles verlief aufs prächtigste. Die Priester zogen in ihren gelben Gewändern auf, brennende Wachskerzen und Rosenkränze, die bei keiner buddhistischen Prozession fehlen dürfen, in den Händen haltend; Tausende von seidenen Fahnen flatterten im Wind, und noch manches andere Abzeichen paradierte vor den Götzenbildern, die teils offen, teils in prächtigen Sänften im Zug dahergetragen wurden. Auf Tschangs Befehl hatten sie heute ihre stillen Tempelräume verlassen müssen. Vor den Altären, an denen die Bonzen vor dem Bilde Buddhas die Messe lasen, lagen Tausende auf dem Antlitz und sagten ihren Rosenkranz her. Und wieder auf ein gegebenes Zeichen fielen die Soldaten des Tschang über die wehrlosen Mönche und Nonnen her und machten sie erbarmungslos nieder. Am Fuß der äußeren Stadtmauer lagen die Leichen zu Tausenden und ebenso an den Zugängen zur Stadt. In den Blutlachen schwammen Götzenbilder, Sänften, Fahnen, Blumenkränze, Weihrauchfässer. Auf einem Hügel aber lagen mehrere tausend erschlagene Nonnen und färbten mit ihrem Blute den grünen Plan. Auch dem Fluß entlang war alles mit Leichen bedeckt. Tschang aber, noch nicht befriedigt von dem Blutbad, rief seinen tüchtigsten General, einen Mohammedaner, und befahl ihm, mit einer Bande das Land zu durchziehen und alle Priester bis auf den letzten Mann umzubringen, damit das Volk rein werde vom Aberglauben. Dieser, ein chinesischer Marat, kam dem Befehl so gründlich nach, daß in einem Monat in der ganzen Provinz kein einziger Bonze mehr am Leben war. Dem Buddhismus war damit in der Provinz ein jähes Ende gemacht.

Es läßt sich denken, daß Tschangs Truppen ihm an Roheit und Verwilderung nicht nachstanden. Alle Greuelthaten waren

erlaubt, nur unbedingter Gehorsam war gefordert. Daß dieser dem Tyrannen immer geleistet wurde und er seine Macht so lange behaupten konnte, erscheint fast unbegreiflich. Aber die Geschichte meldet, daß er es seinen Soldaten gegenüber auch nicht an einer gewissen Großmut und Freigebigkeit habe fehlen lassen, wodurch er seine Leute an sich zu fesseln wußte. Wie grausam streng er aber auch ihnen gegenüber aufzutreten gewohnt war, davon nur ein Beispiel. Einem Soldaten, der sich durch Tapferkeit hervorgethan hatte, verabreichte er als Auszeichnung seinen goldgestickten Gürtel. Dem Soldaten genügte dies nicht; er verachtete das Geschenk. Darüber ergrimmt ließ Tschang das ganze Regiment entwaffnen und bis auf einige wenige Mann, die sich flüchten konnten, niederhauen.

Indes, sein Verhängnis nahte jetzt mit schnellen Schritten. Der Tyrannei müde, wagte es sein tüchtigster General, der den wichtigsten Gebirgspaß besetzt hielt, von ihm abzufallen. Er gab seine Position auf, ging zu den Mandschu über, die im Anmarsch begriffen waren, und führte diese gegen die Hauptstadt. Auch sonst liefen viele von Tschangs Truppen zum Feinde über. Da er sich an diesen Ueberläufern nicht rächen konnte, so beschloß er, es an deren Verwandten, Weibern und Kindern zu thun, von denen die meisten der Hauptstadt Tschen tu angehörten. Er ließ alles Volk zusammenkommen und eröffnete den entsetzten Einwohnern, daß alle sterben müßten, und zwar auf der Stelle. Das Wehklagen, das nun folgte, rührte selbst die rohen Soldaten, die doch an solche Greuelthaten gewöhnt waren; aber dem Befehle Tschangs wagte niemand zu widerstehen. So begann denn das Würgen und niemand wurde verschont, weder Greis noch Säugling, weder Mann noch Weib. Als die Mordgesellen am dritten Tag zu müde waren, das Schwert zu führen, ergriffen sie die Leute und warfen sie in den reißenden Fluß. Nach vier Tagen blutiger Arbeit war die Stadt, die vormals stark bevölkert war, völlig menschenleer; denn nicht einmal der Bettler und Aussätzigen hatte man geschont.

Immer näher rückten die Mandschu. Schon meldeten die Boten ihr Vordringen. Doch Tschang beeilte sich nicht, ihnen eine Schlacht zu liefern. Er verbrachte vielmehr die meiste Zeit bei seinen zahlreichen Frauen. Aber nun bedrohte ihn noch ein

weiterer Feind. Infolge der Verwüstungen ringsum brach eine Hungersnot aus, und Tausende seiner Truppen erlagen derselben. Er konnte sich nicht mehr in Tsin tu halten, mußte das Lager abbrechen und wohl oder übel dem Feind entgegenziehen. Sein Heer belief sich immerhin noch auf 200 000 Mann, die Marketenderinnen und Dirnen, die den Troß bildeten, gar nicht gerechnet. Letzterer soll noch zahlreicher gewesen sein als das Heer selbst.*) Jeder Offizier, ja jeder Soldat führte mehrere Frauenspersonen mit sich, Tschang sogar mehrere tausend. Dieser Troß erschien Tschang unter den gegebenen Verhältnissen sehr unbequem und er beschloß, sich seiner auf dem schnellsten Wege zu entledigen. Er versammelte deshalb, bevor die Armee aufbrach, alle seine Offiziere und stellte ihnen vor, wie hinderlich die vielen Frauenspersonen im Gefolge des Heeres seien und wie man die Mandschu nur besiegen könne, wenn man sich des Weibertrosses entledigt habe. Sie möchten seinem Beispiele folgen und sie beseitigen. Darauf ließ er alle seine Frauen herbringen und vor dem ganzen Heer aufstellen, damit jeder sehen könne, was für ein Opfer er bringe. Die Frauen erschienen in seidenen Gewändern und mit dem besten Schmuck angethan, nicht ahnend, welches Los ihnen beschieden war. Tschang ließ nun seine Leibwächter kommen und befahl ihnen, angesichts des Heeres die Frauen niederzustoßen. Hierauf forderte er, daß jeder Offizier und jeder Soldat ein Gleiches mit den seinigen thun solle. Wieder begann ein Würgen, wie es in der Geschichte kein ähnliches Beispiel giebt. Das ganze Lager glich einem Schlachtfeld, das ca. 250 000 Frauen, alle in jugendlichem Alter, mit ihren Leichen bedeckten. Das war die letzte Blutthat Tschangs, denn bald darauf sollte ihn selbst das Gericht ereilen.

Das Lager wurde abgebrochen und in langsamem Marsch bewegte sich die Armee vorwärts. Nach fünf Tagen stieß der Vortrab auf die anrückenden Mandschu. Man meldete dies Tschang; aber dieser wollte an die Nähe der Feinde nicht glauben. Er lag in seinem Zelt, als ein zweiter Bote mit der gleichen Meldung anlangte. „Du lügst!“ rief er, „so nahe können die

*) Ob die chinesischen Quellen in den Zahlenangaben ganz genau sind, möchten wir bezweifeln. Sie sind wohl alle etwas zu hoch gegriffen.

Mandschu noch nicht sein!“ Hastig warf er sich aufs Pferd, um selber nachzusehen, was an der Meldung wahr sei. In der Eile vergaß er den Panzer anzulegen. Er war noch nicht weit vor das Lager hinausgekommen, als ihn ein General erblickte, der früher unter ihm gedient hatte und dann zu den Mandschu übergegangen war. Dieser entriß dem hinter ihm reitenden Soldaten den Bogen, schoß und traf Tschang mitten ins Herz. Sobald die Kunde vom Fall des Tyrannen im Heer bekannt wurde, waren alle Bande der Zusammengehörigkeit gelöst. Die Mannschaften waren nicht mehr zu halten und das Heer zerstob in alle Winde. Unbehindert setzten die Mandschu ihren Marsch fort, bis sie an den offenen Thoren der Hauptstadt standen. Die wenigen Einwohner der Provinz empfingen sie mit Freuden und ergaben sich willig dem Kaiser Schun tschi, der dem verwüsteten Lande und seinen unglücklichen Bewohnern den Frieden wiedergab. (Miss. Mag. 1894.)



Peking einst und jetzt.

Die heutige Hauptstadt des chinesischen Reichs, Peking, verdankt ihre Entstehung dem mongolischen Eroberer Kublai Khan 1279 n. Chr. Die alte Residenz der „goldenen Tataren-Dynastie“, die er eroberte, lag etwas südwestlich von der heutigen und war eine große, aufblühende Stadt, die durch einen vier engl. Meilen langen Kanal mit dem Hun-Flusse in Verbindung stand. Nichtsdestoweniger war sie dem Untergang geweiht, und zwar infolge des Ausspruchs eines Geomanten. Dieser lautete dahin, daß die alte Residenz unter einem Unglücksstern stehe und daß Kublai Khan eine neue Stadt bauen müsse, wolle er sein großes Reich behaupten. Der Eroberer besann sich nicht lange. Die alte Residenz wurde sofort verwüstet und eine neue Stadt angelegt. Der bisherige Name Tschung tu (mittlere Hauptstadt) wurde in Peking (nördliche Hauptstadt) umgewandelt.

Die auf diese Weise entstandene Stadt war ursprünglich viel größer als das heutige Peking. Unter dem Glückszeichen des Venus-Gestirns stehend, wird sie seit ihren frühesten Tagen auch in geomantischer Hinsicht als besonders günstig gelegen angesehen; denn nördlich und westlich von ihr erheben sich Berge, die alle schlimmen Einflüsse abwehren, und im Osten bietet das Meer denselben Schutz. Gegen Süden hin dagegen eröffnet sich eine herrliche Aussicht auf die weite fruchtbare Ebene mit ihren Millionen von Bewohnern und ertragreichen Feldern. Darum sagen auch die Geschichtschreiber von ihr: „der schwarze Drache und der weiße Tiger haben sich hier vereinigt, um diese günstig gelegene Oertlichkeit zu unterhalten.“ Wir brauchen auch nicht erst Marko Polos Schilderungen vom alten Kambaluk zu lesen,

um daraus zu erfahren, daß die Residenz des großen Khans eine prächtige Stadt war; denn kaum irgend eine Stadt der damaligen Zeit war wohl wie sie in diesem großartigen Stil und Umfang angelegt. Sechzehn Thore führten durch die gewaltigen Ringmauern, die in einem Umkreis von nahezu 13 Wegstunden die Residenzstadt umschlossen. Heutzutage hat Peking mit der südlichen Residenz nur einen Umfang von ca. 9 Stunden und weist 14 regelrechte Thore auf. Die Wallgräben waren mit gutem frischem Bergwasser gefüllt, dessen Quellen am Fuß der nördlichen Gebirgskette noch heute das Trinkwasser des Kaisers spenden.

Der erste Kaiser der Ming-Dynastie, der die Mongolen im Jahr 1350 wieder vertrieb, verlegte seine Residenz nach Nanking am Yantsekiang, wo sie einige Jahrzehnte verblieb, bis dann sein Neffe Yung Lo, der dritte Herrscher, das kaiserliche Siegel wieder nach Peking zurückbrachte und hier seinen Sitz aufschlug. Derselbe Kaiser war es auch, der die ursprüngliche Anlage der Stadt durch die Mongolen für zu umfangreich hielt und deshalb die Stadtmauern im Norden und Osten eine Strecke weit niederwerfen ließ. Die Ueberreste dieser alten Mauern sind noch heute zu sehen. Da die Straßen ursprünglich in einer Breite von 60 bis 100 Fuß angelegt waren, so ließ Yung Lo seitwärts an den Straßen entlang gedeckte Abzugskanäle und Wasserleitungen anlegen. Ueberhaupt sorgte er in jeder Hinsicht für die Reinlichkeit und Verschönerung seiner Residenz. Für sich selbst ließ er ein Grabmal bauen, das weitaus prächtigste und dauerhafteste unter allen Grabdenkmälern der Ming-Kaiser.

Da die Stadt fast zwei Jahrhunderte lang von den Mongolen besetzt war, mußten sich die Chinesen während dieser Zeit und darüber hinaus darauf beschränken, in der südlichen Vorstadt zu wohnen. Kaiser Yung Lo wollte nun, daß sie nach der Vertreibung der Mongolen ins Stadtwesen aufgenommen und aller Vorteile der Zugehörigkeit teilhaftig würden. Er umgab deshalb den von ihnen bisher bewohnten Vorort mit einer gewaltigen Ringmauer, durch die vier Thore führten. Auf diese Weise entstand das doppelte Stadtwesen, d. h. die nördliche und südliche, oder die chinesische und tatarische Stadt, wie sie als solche noch heute unterschieden werden.

Als dann die Mandschus vom Norden her ins Land einfielen und im Jahr 1644 die damalige Dynastie vom chinesischen Kaiserthron verdrängten, ließen sie die beiden Städte in ihrem bisherigen Bestand, thaten auch nichts weiter zu ihrer Verschönerung oder Erweiterung. Peking besteht aber in Wirklichkeit aus vier Städten. Die südliche, die Chinesenstadt, zählt nach allgemeiner Schätzung ungefähr eine halbe Million Bewohner, die teils Kaufleute aus den verschiedenen Provinzen des Reichs sind, teils vorübergehende Besucher und Beamte, die auf eine Anstellung warten oder eine Audienz am kaiserlichen Hofe nachsuchen. Hier wickelt sich der meiste Großhandel der Hauptstadt ab und das Handelskollegium, das die Silber- und Kornpreise bestimmt, hat dort seinen Sitz. Ebendaselbst steht auch der Tempel des Himmels, der älteste aller chinesischen Heiligtümer; ferner findet sich hier der Altar, der dem Gott des Ackerbaues und der Jahreszeiten geweiht ist. Es sind das ungeheure Einfriedigungen, die einen großen Teil des ganzen Flächenraums der Stadt einnehmen. Etwa drei Meilen außerhalb des südlichen Stadtthores liegt der Bahnhof.

Die nördliche oder Tatarenstadt hat einen Umkreis von 5 Stunden und ist durch drei Stadtthore auf der Südseite und durch je zwei im Norden, Westen und Osten zugänglich. In ihr wird keinerlei Großhandel oder Gewerbe getrieben. Die hier befindlichen Magazingebäude stehen der tatarischen Bevölkerung, die zum Gefolge des Kaisers gehört, und von denen die meisten einen monatlichen Gehalt vom Palast erhalten, zur Verfügung. Des Kaisers Civilliste für Peking allein beträgt monatlich über eine halbe Million Mark. Zu ihnen gehören alle die Prinzen, Herzöge und Grafen, die in irgend einer Beziehung zum Kaiser oder einem seiner Vorgänger stehen. Ferner wohnen hier mongolische Edelleute, die ebenfalls monatliche Gelder beziehen und auf diese Weise veranlaßt werden, sich als ruhige Staatsbürger zu verhalten. Dann befindet sich hier der größte Lamakonvikt von ganz China mit 1500 Priestern. Nicht weit davon erhebt sich der große Konfuciustempel und die berühmte Halle der Klassiker mit ihren Reihen von Steintafeln, auf denen die Titel der heiligen Bücher eingemeißelt sind. Im ganzen zählt die Tatarenstadt 1200 Tempel aller Arten und 23 mohammedanische

Moscheen. Im übrigen hat die Stadt ein durchaus orientalisches Gepräge. Sie starrt von Schmutz und Unflat, und die Straßenrinnen sind Brutstätten von Krankheitsstoffen. Auch hat die Stadt nicht viel Anziehendes und nur bei näherer Bekanntschaft gewinnt ihr der Fremde einiges Interesse ab.

Im Mittelpunkt derselben liegt dann die kaiserliche Residenz, die wiederum einen ganzen Stadtteil für sich einnimmt und über eine volle Wegstunde im Umfang hat. Sie ist von einer hohen, dicken Mauer umgeben, die mit gelben Ziegeln verziert und von vier Thoren durchbrochen ist. Innerhalb dieses Weichbildes sollen die Verwandten der kaiserlichen Familie und die nächste Dienerschaft des Herrschers wohnen, alles zusammen wohl an 50 000 Personen. Im nordöstlichen Teile dieses Stadtteils liegt auch die neue kaiserliche Universität, deren Gebäulichkeiten im Anfang dieses Jahrhunderts als Residenz einer Prinzessin, der Tochter des Kaisers Tao Kuang, errichtet wurden. Innerhalb des westlichen Thores erhebt sich der stolze Bau der römisch-katholischen Kathedrale, die mit ihren Gärten, einer theologischen Schule, einem Waisenhaus mit 500 Kindern und einem Museum einen bedeutenden Flächenraum einnimmt. Der Grund und Boden dazu wurde seiner Zeit der katholischen Mission abgetreten im Austausch gegen die alte Kathedrale, die ihr der Kaiser Kanghsi im Jahr 1710 zum Geschenk machte, und die den kaiserlichen Palästen bedeutend näher lag und deshalb der heutigen Kaiserin-Witwe ein beständiger Anstoß war. Die Katholiken gingen schließlich auf den Tausch ein, aber erst als ihnen eine andere günstig gelegene Baustelle mit dem entsprechenden Grund und Boden, sowie ein Geschenk von 1 200 000 Mark zugesichert war. Hinterher ließen sie sich noch eine Extrasumme von 80 000 Mark zahlen, nur um ihre Uebersiedelung zu beschleunigen, in Wirklichkeit aber, damit sie überhaupt ihr gegebenes Versprechen hielten. Kein Wunder, daß die Kaiserin-Witwe nicht gut auf die Fremden zu sprechen ist. Sie hat allen Grund dazu.

Innerhalb des kaiserlichen Stadtteils, umgeben von einem breiten Wallgraben, der mit gutem, klarem Wasser gefüllt ist, das von den westlichen Bergen hergeleitet wird, befindet sich die sogenannte „verbotene Stadt“, die eigentliche Residenz des Kaisers



Tempel des Himmels in Peking.

und seiner Kebsweiber, samt ca. 2000 Eunuchen, die sie beaufsichtigen. Diese Residenz zerfällt wiederum in zwei besondere Teile. Der nach Norden gelegene enthält den sogenannten Kohlenberg oder Aussichtshügel, weil er die für den Fall einer Belagerung dort angehäuften Kohlenvorräte bergen soll. Es ist ein künstlich aufgetragener Hügel, der von schattigen Pavillons überragt und mit Bäumen geschmückt ist. An einem derselben erhängte sich der letzte Kaiser der Ming-Dynastie, nachdem er seine einzige Tochter mit eigener Hand erstochen hatte. Die kaiserliche Residenz hat einen Umkreis von ungefähr anderthalb Meilen und wird von allen Seiten sorgfältig von unzähligen Soldaten bewacht, die allenthalben in ihren Wachtlokalen herumliegen und sich die müßige Zeit mit Spielen vertreiben. Die Person des Kaisers selbst steht unter der Hut der Eunuchen, die ihm auch aufwarten, seine Küche, Ställe und Magazine besorgen und ihn im Tragsessel ins Freie tragen oder beim Ausreiten sein Pferd am Zaume führen. Im Sommer rudern sie ihn im Boot herum und fahren ihn im Winter in seinem eleganten, mit Seide ausgeschlagenen Schlitten auf dem Eise spazieren. Nebenbei bemerkt ist der prachtvoll gearbeitete Schlitten in Berlin gebaut worden und hat nicht weniger als 20 000 Mark gekostet. Zu seinem Privatvergnügen besitzt der Kaiser auch eine kleine Eisenbahn von zwei Meilen Länge, die ihm die französische Regierung geschenkt hat. Selbst das elektrische Licht hat in seinem Palast Verwendung gefunden. Seine Audienzen erteilt er seinem Staatsrat jeden Morgen vor Tagesanbruch, und es sind selbst alte und gebrechliche Beamte genötigt, schon um 2 Uhr morgens aufzustehen, um sich in aller Dunkelheit und im Schmutz der Straßen nach der kaiserlichen Empfangshalle zu begeben.

Den ersten zuverlässigen Bericht über Peking erhielt man im Abendland durch den venetianischen Reisenden Marko Polo, der 17 Jahre — von 1275 bis 1292 — am Hofe Kublai-Khans in Kambaluk (Peking) weilte, hier mehrere wichtige Staatsämter verwaltete und auf seinen ausgedehnten Reisen eine erstaunliche Fülle geographischer und ethnographischer Kenntnisse sammelte. Zu seiner Zeit fanden sich noch einige Ueberreste des nestorianischen Christentums in Peking, das seit dem 7. Jahrhundert durch nestorianische Mönche in China eingeführt worden war.

Wenigstens erwähnt er zwei Kirchen, die damals noch daselbst bestanden. Erst nach Marko Polos Zeit und zwar auf seine Anregung hin, setzte auch die römisch-katholische Mission 1294 in Peking ein und gewann in kurzer Zeit Eingang und Einfluß. Von 1368 an aber, nachdem die den Abendländern geneigte mongolische Dynastie gestürzt und die national-chinesische Dynastie der Ming an deren Stelle getreten war, trat eine Reaktion ein, die sich gegen alles fremdländische Wesen ablehnend verhielt, alle ausländischen Bestrebungen in ihrem Reiche unterdrückte und die bisherigen weitreichenden Handelsverbindungen zu Wasser und zu Lande abbrach. Die Thore Chinas blieben von da an für anderthalb Jahrhunderte fester als je verschlossen, und die bestehenden römisch-katholischen, wie die nestorianischen Christengemeinden, abgeschnitten von der Verbindung mit der alten Christenheit, verkümmerten.

Erst von der Zeit an, da die Portugiesen den Seeweg nach Indien fanden, begann ein neuer Abschnitt für die Missionsgeschichte Chinas. Im Jahr 1600 betrat der Jesuit Matthäus Ricci, ein Mann von außerordentlichen Gaben und großer Gelehrsamkeit, die Hauptstadt Peking und wirkte daselbst bis an seinen Tod 1610. Seiner Wirksamkeit waren große Erfolge beschieden, und unter seinen Nachfolgern machte das Christentum rasche Fortschritte, bis unter dem Kaiser Yung Tsching 1724 eine große Verfolgung ausbrach und die meisten Missionen ausgewiesen wurden. Zwar konnte sich trotz Druck und Verfolgung die römische Mission in China halten, aber 1828 wurden die katholischen Missionare (Jesuiten), die bis dahin nur noch als Kalenderverfertiger in Peking geduldet worden waren, vollends aus Peking vertrieben. Erst 1840, als durch das Einschreiten der Westmächte eine neue Aera für China anbrach und die Friedensschlüsse der Neuzeit der Mission überhaupt die Thore öffneten, nahm die römisch-katholische Mission wieder einen neuen Aufschwung. Im Jahr 1860 wurden ihr sogar die früheren Kirchengüter wieder zugesprochen. Allein den ehemaligen Einfluß, den sie im 17. Jahrhundert am chinesischen Hofe und in der Hauptstadt des Reiches ausübte, hat sie, trotzdem sie sich auf die politische Macht Frankreichs stützt, nicht mehr gewinnen können. Im Gegenteil, sie hat sich dadurch bei dem Volk nur gefürchtet und mißliebig gemacht.

Auch eine Mission der griechischen Kirche besteht seit mehr als 200 Jahren in Peking; aber sie darf keine Propaganda treiben, sondern ist nur dazu da, um die Nachkommen der bei Albasin*) 1685 in die Hände der Chinesen gefallenen russischen Gefangenen kirchlich zu versorgen. Im Laufe der Zeit hat sich dieses christliche Gemeinwesen sehr stark vermehrt und erfreut sich auch eines schönen Besitzes.

Nach dem Einmarsch der englischen und französischen Truppen in Peking 1860, dem durch den Friedensschluß die Eröffnung von neuen Vertragshäfen und des Inlandes folgte, zog auch, sobald die ausländischen Gesandten in die Hauptstadt zugelassen wurden, die evangelische Mission in Peking ein. Dr. Lockhardt von der Londoner Mission war der erste, der sich 1861 hier niederließ und die Mission mit einem Spital eröffnete. Aber erst im Jahr 1863 konnte diese Mission ihr Werk recht in Betrieb nehmen. Zu gleicher Zeit traten dann noch die amerikanischen Presbyterianer und der American Board in die dortige Arbeit ein. Die Pioniere dieser Missionen waren außer Dr. Lockhart: Joseph Edkins, W. A. P. Martin und Henry Blodget. Später, 1869, erschienen die amerikanischen Methodisten auch auf dem Plan. Die englisch-kirchliche und die amerikanisch-protestantisch bischöfliche Mission, die ebenfalls in Peking einen Anfang mit ihrer Arbeit machten, zogen sich davon wieder zurück. Außer den vier genannten Missionen ist jetzt noch die Ausbreitungsgesellschaft, ferner eine unabhängige Mission unter Leitung einer amerikanischen Dame, einer Fräulein Douw, und die russische Kirchenmission in Peking vertreten. Die römischen Katholiken daselbst besitzen vier große Kirchen, zu denen eine zahlreiche Mitgliederschaft gehört — zum Teil wohl noch aus früherer Zeit. (Miss. Mag. 1899.)

---

*) Die ehemalige russische Niederlassung Albasin am linken Ufer des Amur bildete im 17. Jahrhundert den Mittelpunkt der russischen Macht im Amurlande und wurde 1685 von einer bedeutenden chinesischen Streitmacht zerstört.



Neues Leben sproßt aus den Ruinen.

Das Reich Sina ist eine balsamierte Mumie mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben schlafender Wintertiere. Wie die Sinesen das Goldpapier und den Firnis, die sauber gemalten Züge ihrer krausen Schriftzeichen und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben, so ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firnis, den Charakteren, und dem Schellenklang ihrer Silben durchaus ähnlich. Die Gabe der freien großen Erfindung scheint ihnen die Natur versagt zu haben, wogegen sie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geist, jene listige Betriebsamkeit und Feinheit, jenes Kunsttalent der Nachahmung in allem, was ihre Habsucht nützlich findet, mit reicher Hand zuteilte.

Also konnte man mit Fug und Recht vor 100 Jahren über China schreiben, denn noch bis vor 50 Jahren war thatsächlich „der innere Kreislauf Chinas wie das Leben schlafender Wintertiere.“ Aber in den letzten Jahrzehnten ist das doch ganz anders geworden. Neues Blut, neues Leben ist seit dem Frieden von Nanking im Jahre 1842 in die toten Massen gekommen und China fängt an, aus seinem Jahrtausende langem Schlaf aufzuwachen, sich die Augen auszureiben und auf seine Füße gestellt zu werden. Das ist nicht Menschenwerk, sondern das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Dazu benutzte er neben den politischen Einflüssen und europäischen Großmächten in erster Linie das Werk der Mission. Acht Jahre nach dem Tode des ersten evangelischen Missionars

in China, Dr. Morrison, erschallte der Ruf: „China ist offen". Vor dieser Zeit konnte Morrison und seine wenigen Mitarbeiter unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen nur vorbereitende Arbeit, meist litterarischer Art thun in der Millionenstadt Kanton, der einzigen damals zugänglichen Hafenstadt Chinas. In Deutschland war es besonders der bekannte Dr. Gützlaff, der „Liebhaber der Chinesen", wie er sich selber nannte, der Apostel der Chinesen, wie man ihn genannt hat und auf seinem Grabmal im „glücklichen Thal" bei Hongkong geschrieben steht, der mit dem Ruf: „China ist offen", sein deutsches Vaterland für China zu entflammen wußte.

Seitdem sind je länger je mehr Missionare aller Nationen und Denominationen durch die mit Gewalt geöffneten Thore „der himmlischen Dynastie" eingezogen, und manche haben ihr Leben darüber gelassen. Heute finden wir mehr als tausend europäische und amerikanische Boten des Friedens, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, die das Netz des Evangeliums in das große chinesische Völkermeer auswerfen und darin allerlei Gattung fangen. Sie marschieren getrennt, im Dienst von nicht weniger als 44 verschiedenen Missionsgesellschaften, die in England, Schottland, Schweden, Amerika, Kanada, in Nord- und Süddeutschland und der Schweiz ihren Sitz haben, schlagen aber mit vereinten Kräften in dem Namen Jesu Christi, der auch in China den Sieg behalten wird. Unterstützt werden sie von einer stattlichen Streiterschar eingeborner Mitarbeiter in Kirche und Schule in der Arbeit an Christen und Heiden. Denn: „Fremde mögen wohl das Panier des Kreuzes in China aufrichten, schrieb schon vor Jahren ein in China ergrauter amerikanischer Missionar, aber die Eingeborenen müssen ihr eigenes Volk um dasselbe sammeln. Der größere Teil der Evangelisierung eines Landes muß naturgemäß von den Eingebornen selbst geschehen."

Alle diese ausländischen und eingebornen Arbeiter treiben auf nahezu 300 Hauptstationen und etwa viermal mehr Außenplätzen mit Gebet und Treue das Evangelium des Friedens an circa 200 000 Chinesenchristen und den ungefähr 400 Millionen Chinas, die noch dahingehen in der Eitelkeit ihres Sinnes. Sie wissen, daß der Gott, der das wirkte was bisher

geschah, der hilft auch ferner, Hallelujah! Nicht zu vergessen sind auch die etwa 200 chinesischen Bibel-Kolporteure, die im Dienst der großen englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften das Wort des Lebens hineintragen unter die großen Volksmassen der chinesischen Städte und Märkte, Dörfer und Weiler, und manchem „Chinesenmenschen" ist ein von einem solchen Kolporteur gekauftes Büchlein der „Glücksbotschaft" schon ein Wegweiser zu Christus geworden. Denn die heilige Schrift, die noch vor 50 Jahren kaum ein Chinese recht kannte, ist jetzt nicht nur in die „hohe Büchersprache", sondern auch in die verschiedenen chinesischen Volkssprachen übersetzt, und mancher Chinese kann aus eigener Erfahrung bezeugen: „Dein Wort macht mich klug; dein Wort ist meines Fußes Leuchte und das Licht auf meinem Wege.

Und weil die Chinesen soviel von Krankheiten heimgesucht werden, als da sind: Pest, Cholera, Augenkrankheiten, Wunden, Beulen, Aussatz, Typhus, Blindheit, Opiumsucht u. a. m., wobei sie aber herzlich wenig von der edlen Heilkunde verstehen, so haben sich schon seit 50 Jahren immer und immer wieder Missionsärzte, besonders aus England und Amerika aufgemacht, und im letzten Jahrzehnt sind ihnen auch drei deutsche gefolgt, um die Chinesen auch äußerlich zu lösen von den Banden, mit denen Satanas sie gebunden nun schon so viele Jahrhunderte, damit sie auch an ihrem Leibe die Güte und Freundlichkeit Gottes erfahren.

Wir sehen also, in den letzten paar Jahrzehnten ist der Ruf: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erneuern", kräftig in China erschallt, und über manches Totengebein ist schon der Geist Gottes gekommen. Wir sehen da und dort auf diesem weiten Totenfeld ein neues Leben aus Gott erblühen und über den Ruinen des Jahrtausende alten Götzendienstes und Heidentums Kirchen und Christengemeinden erstehen. Und auch die politischen Großmächte, die sich vom Süden bis zum Norden der chinesischen Küste entlang häuslich niedergelassen und vielfach zum großen Entsetzen „der schwarzhaarigen Nation" schon ganz wohnlich eingerichtet haben, rütteln China jedes Jahr mehr auf aus seinem langen Winterschlaf. Wenn auch das, was sie den Chinesen bringen, nicht immer ein

ungemischter Segen ist, so helfen sie doch mit, den Chinesen, die sich bis jetzt als den „Mittelpunkt der Welt" betrachteten, ihren geistigen Horizont erweitern. Bereits erwacht auch in ihnen ein Verlangen nach europäischer Bildung, dem die Behörden durch Gründung von Schulen der westlichen Bildung an den großen Mittelpunkten des Verkehrs entgegenkommen. Ja sogar eine Töchterschule soll gegründet werden, worin Chinesenmädchen nach Art ihrer westlichen Schwestern erzogen werden sollen. Posten und Eisenbahnen, Zeitschriften und Bibliotheken, die Schifffahrt auf allen chinesischen Flüssen und Seen mit ausländischen Dampfern, und noch so manches andere, das bereits geschehen oder doch im Werden ist, muß dazu mitwirken, das Erwachen Chinas herbeizuführen, das allerdings noch viel Zeit und noch mehr Geduld braucht; denn eine solch träge Masse, läßt sich nicht so leicht im Handumdrehen umbilden, daß sie nur so geschwind über Nacht zu neuen Formen und neuem Leben erstarken könnte. Es heißt auch da: „Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden."

Aber es geht doch voran, und manche Erscheinungen, die man noch vor wenigen Jahren für ganz unmöglich gehalten hätte, zeigen uns, wie gewaltig der christliche Sauerteig in dem chinesischen Volke arbeitet. Da läßt z. B. ein chinesischer Graduierter eine große Anzahl Flugblätter drucken und dieselben überall ankleben, um das „dumme Volk" über die gräßliche Unsitte des Fußbindens aufzuklären. In diesem Plakat heißt es u. a.: „Ungehorsam gegen die Eltern, gegen den Kaiser, gegen den Meister Konfucius ist das größte Verbrechen; nun haben die Töchter doch ihre natürlichen Füße von den Eltern. Vor Jahrhunderten hat sogar ein Kaiser ein Edikt erlassen gegen die Verkrüppelung der Füße, und endlich hat es Konfucius nirgends befohlen, also ist dieselbe eine Mißachtung seiner Ordnungen."

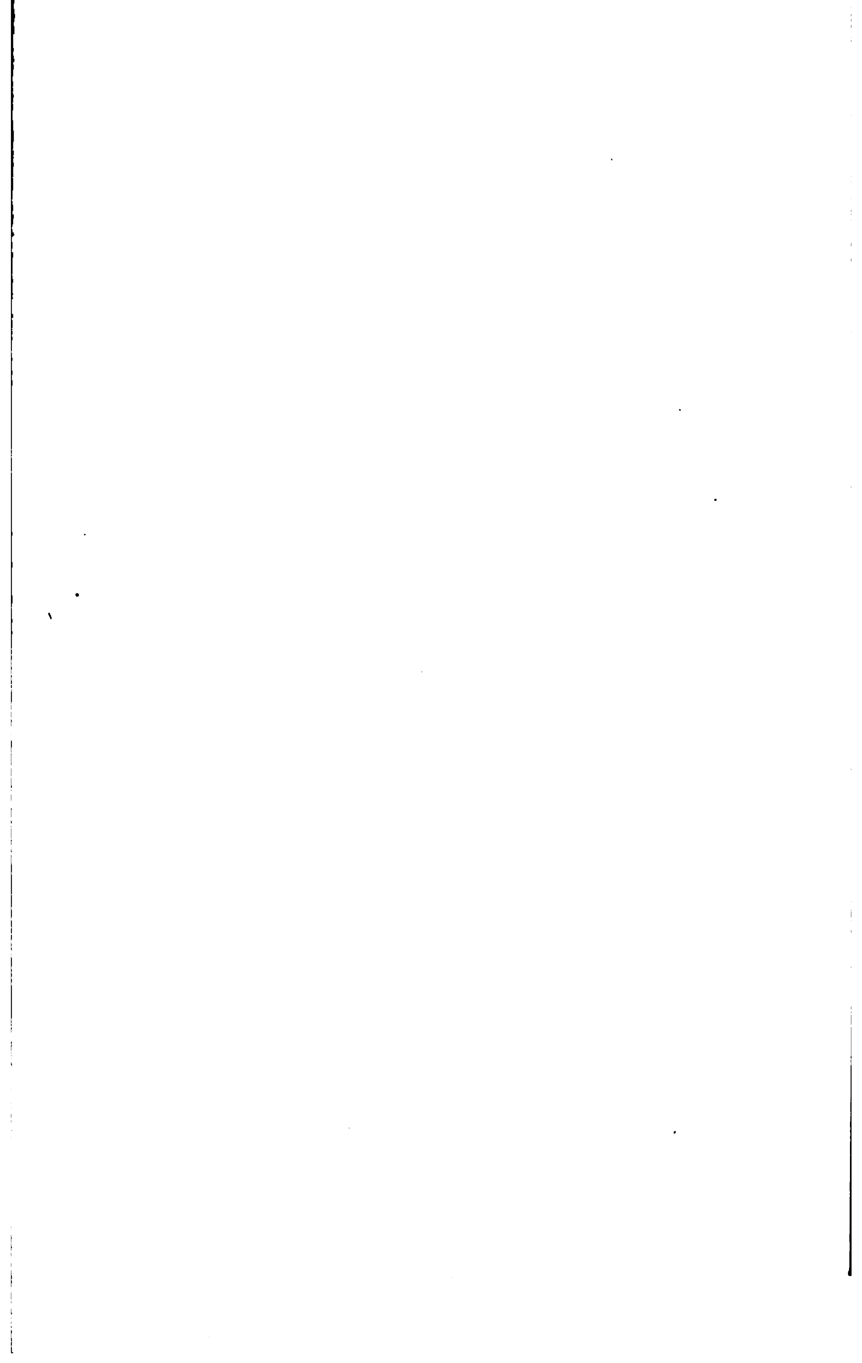
Ferner heißt es: „Unter allen Völkern der Welt sind wir Chinesenmenschen die thörichsten; aus eigenem freiem Willen unterwerfen wir uns Mißhandlungen und Schmerzen. Die Eltern unterweisen ihre Töchter weder in den vier Frauentugenden: Keuschheit, Wahrhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Anstand, noch in den drei Ergebenheitspflichten gegenüber dem Vater, dem Gatten,

den Söhnen. Damit folgt man weder dem Kaiser noch dem Konfucius. In dem Kaiserreiche giebt es Strafbestimmungen für Uebertreter, die in Stücke gehauen, geköpft oder gehängt werden; allein gegen Verkrüppelung der Füße giebt es keine Bestimmung. Darin ist das Gesetz zu milde. Das Volk zerbricht vorsätzlich die Füße seiner Töchter, ohne auf deren Jammergeschrei und Schmerz zu achten. Tag und Nacht krümmen sie sich vor Schmerz und Geschrei. Wird im Amthause einem Menschen die Prügelstrafe verabfolgt, so kann er sich in 14 Tagen davon erholen; wenn aber des Mädchens Füße zusammengeschnürt werden, so leidet sie ihr Lebenlang daran; und dafür werden die Eltern gelobt." Nachdem er weitläufig ausgeführt hat, der Grund liege darin, daß man die Gebräuche der Voreltern nicht abschaffen wolle, fährt er fort: „Ich fürchte, eure fünf Sinne müssen nicht in Ordnung sein, daß ihr euch so lächerlich macht. Sollten Unglücksfälle, Krieg oder Feuersbrunst eintreffen, wie könnten die armen Wesen entfliehen? Der Vater muß seine Tochter, der Mann seine Frau den Räubern überlassen. Wohlgezogene Frauen würden eher Selbstmord begehen, als daß sie sich solchem Lose aussetzen; denn die nicht den Tod finden, sind einem schlimmeren Geschick verfallen; und an solchem Elend sind die Eltern schuld. — Wenn eine Verheiratung ins Auge gefaßt wird, sollten die Eltern darin einig sein, daß die Füße des Mädchens unverkrüppelt sein müssen. Die Töchter aller Leute sollen die Lehren des Konfucius befolgen; die Väter sollen im voraus ihre Söhne belehren, die Weiber mit natürlichen Füßen nicht zu verachten. Jetzt steht es leider nicht so: jedem mißfallen natürliche Füße." — Der Schluß des Maueranschlages ist charakteristisch: „Die Gegenwart ist keine Zeit des Friedens; europäische Frauen haben natürliche Füße, sie sind mutig und können kämpfen; aber die chinesischen Frauen haben verstümmelte Füße, sie sind zu schwach, um nur das Gewicht ihres eigenen Körpers zu tragen. Sie denken, es sieht schön aus; aber in Wahrheit ist es unschön, es schwächt den Körper und führt oft den Tod herbei. Ich bin ein Gelehrter, ein Mensch von keinem Nutzen für die Welt, allein ich möchte der Menschheit etwas Gutes erweisen, und ich glaube mich nützlich zu machen, indem ich dieses schreibe."

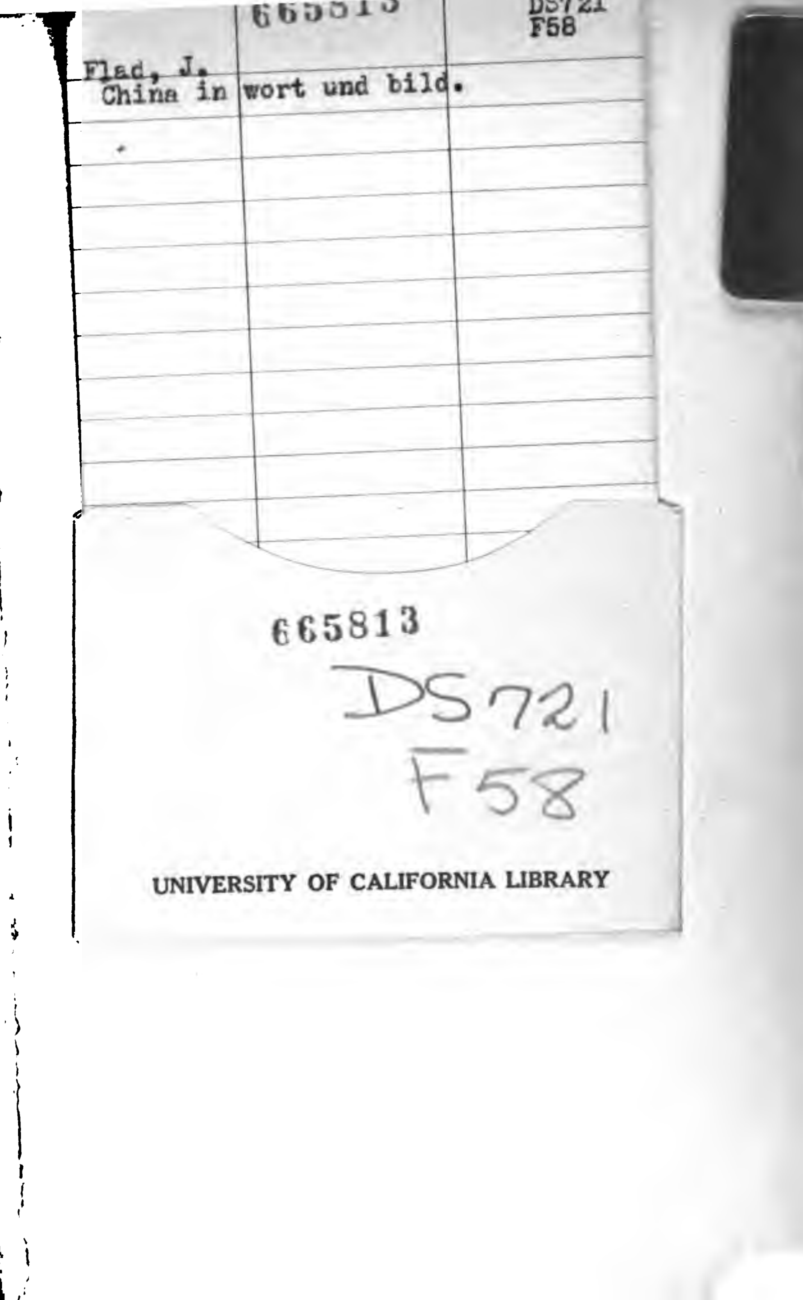
Und so wird im zwanzigsten Jahrhundert noch manche Schranke in China fallen und ein Stück ums andere der großen chinesischen Mauer einstürzen. Wenn aber erst der Geist Gottes über diese Massen kommt und er aus ihnen Männer erweckt, die ihr Volk mit beredter Zunge auf den hinweisen, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, dann wirds einen gewaltigen Ruck vorwärts thun, dann werden wir's noch ganz anders als bisher sehen und hören dürfen, daß neues Leben sproßt aus den Ruinen.



Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.



Mansfield.



665813
DS721
F58
Flad, J.
China in wort und bild.
665813
DS721
F58
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

